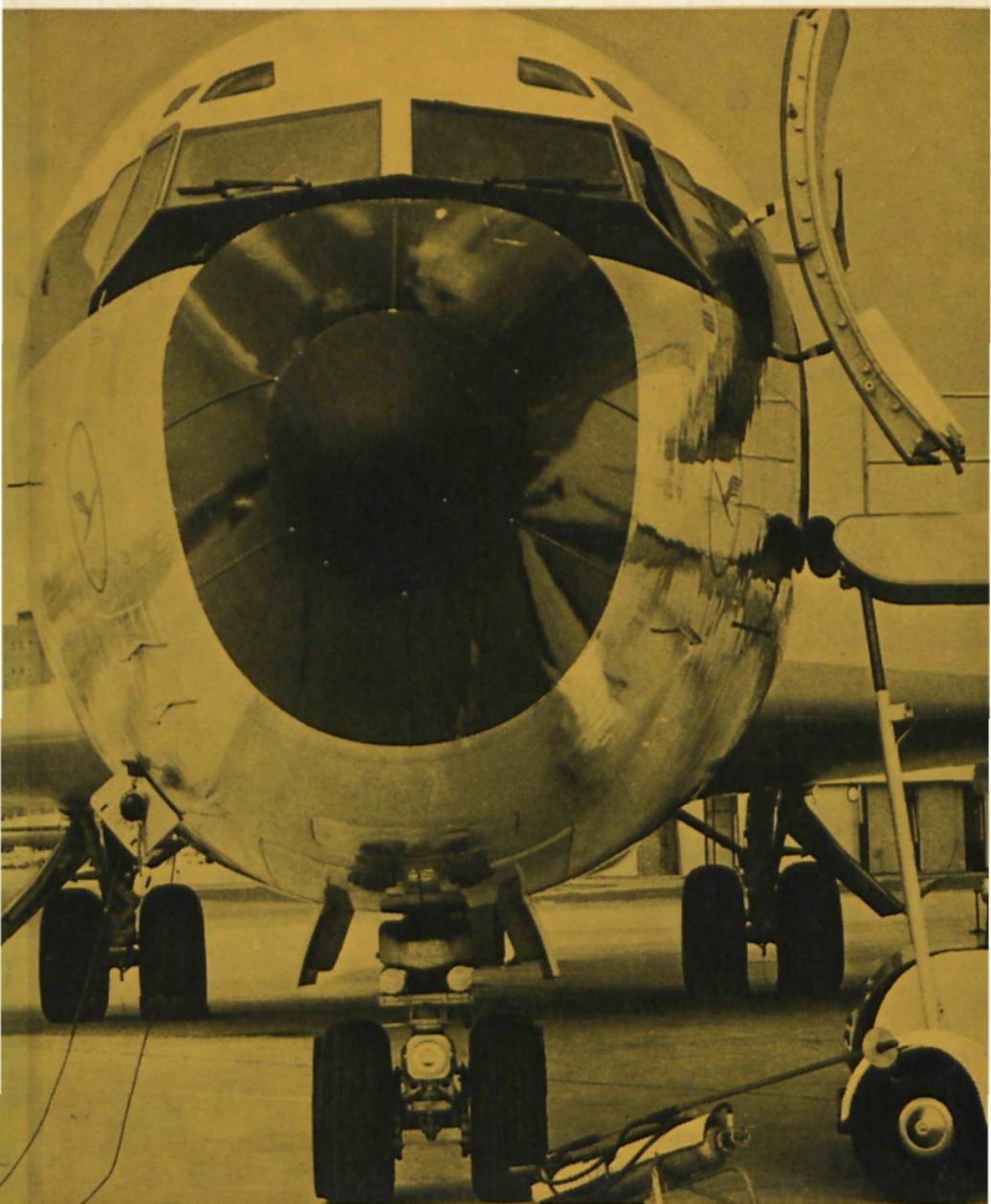


Arno Pagel: Kein Weg ist zu weit



VERLAG DER FRANCKE-BUCHHANDLUNG GMBH
MARBURG AN DER LAHN

Kein Weg ist zu weit

Berichte aus der Arbeit evangelikaler Missionen

herausgegeben

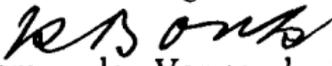
von

Arno Pagel

VERLAG DER FRANCKE-BUCHHANDLUNG GMBH
MARBURG AN DER LAHN

Dies Buch, lieber Missionsfreund, ist ein persönlicher Gruß an Sie und ein kleiner Dank für die uns gehaltene Treue. Im Blick auf die Weiterarbeit in Zaire (früher Kongo-Kinshasa) wollen wir gemeinsam vor unseren erhöhten Herrn treten und ihn bitten, was Johann Baptist von Albertini in die Worte gefaßt hat:

Rüst immer, Herr, dir Diener aus,
die keine Arbeit scheuen
und sich im Weinberg und im Haus
zu jedem Dienst dir weihen.
Groß ist die Ernte, klein die Zahl
der Schnitter; freut euch eurer Wahl.

Mit herzlichen Segenswünschen
Ihr 
im Namen des Vorstands der
Zaire-Mission e. V.
Niederwambach
(früher Vers. Miss. Fr. Kongo-Mission)

2. Auflage 1972

Umschlagfoto: Hans Lachmann, Düsseldorf

© 1972 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH,
355 Marburg an der Lahn

INHALT

Vorwort	5
<i>Karl Kalmbach:</i>	
Zu Argandumbu kam das Licht	7
Steinzeitmenschen in Neuguinea erfahren eine Lebenswende	
<i>Wilhelm Kärcher:</i>	
„Die Letzten werden die Ersten sein“	14
Christliche Gemeinde in der Südsee	
<i>Horst Scheunemann:</i>	
Das ist erstmalig in der Missionsgeschichte!	18
Wie es im fanatischen Moslem-Gebiet Südsumatras zum Einbruch des Evangeliums kam	
<i>Helga Theis:</i>	
Braucht das moderne Japan das Evangelium?	23
Eine Lebensgeschichte als Antwort	
<i>Mariane Uhlig:</i>	
Revolution — aber wie?	28
Christus unter japanischen Studenten	
<i>Arno Pagel:</i>	
Hilfe für Aussätzige und Poliokranke	33
Missionarische Diakonie auf Taiwan	
<i>Johannes Brand:</i>	
Gehört ein „evangelikaler“ Missionar in eine solche Umgebung?	37
„Volkskirchlicher“ Gemeindedienst in Thailand	
<i>Irmgard Pitzke:</i>	
Auf dem „Dach der Welt“	42
Wie Gott eine Tür nach Nepal auftrat	
<i>Heinrich Becht:</i>	
Christliche Literaturarbeit in Pakistan	47
Schwierigkeiten und Möglichkeiten	

Gerhard Nehls:	
War es die Stunde für Chris?	52
Aus dem Leben eines Mischlings in Johannesburg	
Ingrid Otto:	
Afrika — Christus oder Chaos?	57
Weg und Auftrag der Dorothea-Mission	
Kurt Ostertag:	
Vom Heidendorf zur Missionsgemeinde	62
Die Geschichte eines Dorfes in Nord-Kamerun	
James und Reinhard Rathlef:	
Ein sterbendes Volk hört das Wort des Lebens	68
Indianer-Pionier-Mission in Brasilien	
Manfred Hüncke:	
Wer kann Indianermission treiben?	73
Brasilianer rüsten sich für den Dienst im Urwald	
Ilse Rönnpagel:	
Das große Wartezimmer unter freiem Himmel	78
Mein Alltag unter den Caboclos	
Ernst Gubler:	
Europa als Missionsfeld	83
Unter den „weißen Heiden“	
Ernst Fehler:	
„Auch Zigeuner sind geladen“	87
Missionsaufgaben ganz dicht vor unserer Tür	
Helmut Gaertner:	
Noch 2000 Stämme ohne Gottes Wort	92
Der große Auftrag der Wycliff-Bibelübersetzer	
Horst Marquardt:	
Gottes Wort läuft um die Welt	97
Evangelikale Radiomission am Beispiel des Evangeliums-Rundfunks e. V., Wetzlar	
Ernst Schrupp:	
Evangelikale Mission	103
Verzeichnis evangelikaler Missionen	104

VORWORT

„Kein Weg ist zu weit“ heißt der Titel dieses Taschenbuches. Es bringt Erzählungen und Berichte von Missionaren, die sich zu den „evangelikal“ Missionen zählen. Was mit dieser Benennung gemeint ist, erfährt der Leser am Schluß des Buches.

Die Missionare, die zu Wort kommen, gehören sehr verschiedenartigen Werken und Gesellschaften an. Was sie alle eint, ist die gewisse Überzeugung: Wir haben der Welt eine Botschaft zu bringen, für die kein Weg zu weit ist, für die sich jede Anstrengung lohnt. Es ist das biblische Evangelium von Jesus Christus, dem Sohn Gottes, dem Heiland der Welt. Es ist das Zeugnis von seinem Kreuz, an dem er die Schuld der Menschheit sühnend trug. Es ist die Kunde von seiner Auferstehung vom Tode. Es ist der hoffende Ausblick auf seine Wiederkunft und die Vollendung seines Reiches. Es ist der Ruf zum Glauben an diesen Herrn, die Einladung, ihm nachzufolgen und in dieser Welt zur Ehre Gottes und zum Segen für die Menschen zu leben.

Daß dieses Evangelium hinausgetragen wird und hin und her in den Völkern eine glaubende Gemeinde sammelt, das ist der Einklang in der Vielfalt der Berichte. Weit sind die Wege nach Neuguinea, nach Nepal, in die Urwälder Brasiliens und in manche andere Länder, von denen die berichten, die sie gegangen sind. Es sind keine Wege, auf denen lauter Siege und Herrlichkeiten erlebt werden. Es sind Wege, auf denen den Boten Kämpfe, Schwierigkeiten, Enttäuschungen und Widerstände nicht erspart bleiben. Die sich auf diese Wege begeben, sind menschlich keine Helden, die über Angst, Sorge und Kleinglauben hinaus wären. Aber sie machen immer wieder die *eine* Erfahrung: Der Herr, der sie auf ihren Weg rief, hat selber seine Sache in der Hand. Er baut sein Reich, und Menschen sind seine Werkzeuge.

Die Berichte lassen uns an vielen Arbeitsweisen und Dienstmöglichkeiten der Boten Jesu teilhaben. Die mündliche Predigt von Mensch zu Mensch ist durch nichts zu ersetzen. Aber auch durch Literatur und durch den Rundfunk wird das Evangelium ausgebreitet. Gerade diese Arbeit hat weite, offene Türen. Wir sehen die Dringlichkeit der Übersetzung der Bibel in viele noch unerforschte Sprachen. Es wird auch schlicht erzählt von Händen, die Liebe üben, Kranke pflegen, Hunger stillen. Der Dienst gilt dem *ganzen* Menschen. Das Evangelium macht auch sozial aktiv. Es ist gut zu hören, wie „evangelikale“ Missionare über Rassentrennungen sich hinwegsetzen und die Gemeinde bauen, in der man aus allen Völkern, Sprachen und Hautfarben zusammenkommt.

Wir haben eine Botschaft! Wir wollen sie tragen von Land zu Land, zu den fernen Nächsten, aber auch nicht übersehen, wo wir sie dem Nächsten dicht vor unserer Tür schuldig sind. Wir wollen beten für die, welche weite Wege wagen für ihren Herrn und sein Evangelium in eine Welt hinaus, die immer unsicherer und ratloser wird. Es werden noch viele solcher Boten benötigt, damit die Ernte Gottes eingebracht wird — bis unser Herr kommt.

5226 Reichshof 11
Kalbortal

Arno Pagel

ZU ARGANDUMBU KAM DAS LICHT

Steinzeitmenschen in Neuguinea erfahren eine Lebenswende

In einem vergessenen Winkel dieser Erde

Im Küstengebiet Neuguineas gibt es schwüle, betriebsame Städte. Rassenhaß brodelt. Stammesfehden brechen aus. Jugendliche Banden randalieren. Die Sexwelle der westlichen Welt ist zu spüren. Der Bildungshunger breitet sich aus. Viele neue Schulen und Ausbildungsstätten entstehen. Das Wirtschaftsleben hebt sich.

Es gibt in den Städten blühende christliche Gemeinden. Braune und Weiße sitzen in den Kirchen in herzlicher Glaubensgemeinschaft nebeneinander.

Wir kennen diese Städte aber nur von kurzen Aufenthalten. Uns hebt ein kleines einmotoriges Flugzeug auf und führt uns weit weg vom blauen Meer und seinem Palmenstrand. Unter uns riesiger Urwald, Sumpf, Mangroven. Einsame, scheue Vögel hocken in den Wipfeln der Bäume. Dort wo die Hügel sacht aufsteigen, entdecken wir kleine Lichtungen mit niedrigen Hütten. Braune — Steinzeitmenschen — bestellen ihre Gärten mit einfachen Werkzeugen. Gepflanzt und geerntet werden Knollenfrüchte und Bananen.

Auf der Missionsstation Arkosame landen wir. Aber wir halten uns dort nicht lange auf. Wir durchschwimmen den großen Yibunda und gehen im Gänsemarsch auf dem schmalen Urwaldpfad nach Argowaji. Nackte und fast nackte Männer und Frauen begrüßen uns mit unnachahmlicher Herzlichkeit. Doch keiner kann seine Freude über unser Erscheinen besser ausdrücken als Argandumbu Elia. Er sagt strahlend: „Tse'e, tse'e (danke, danke)!“ und hält lange unsere Hände. „Kommt, wir gehen zur Kirche. God i mand-schi kevelaga (das Wort Gottes ist gut).“

Drei Jahre früher gab es hier keinen Christen. Neid, Angst und Argwohn schlichen aus den dunklen Tälern herauf in die Hütten. Freude, Vertrauen und Liebe waren Fremdlinge. Düstere Trommeln, wilde Schreie und das Klagen der Bambuspfeifen sollten die Geister der Toten und Dämonen freundlich stimmen.

Heute ist ein besonderer Tag. Die zweite Kirche der aufblühenden Gemeinde soll eingeweiht werden. Das erste Kirchlein erwies sich bald als zu klein. Die Leute von Mamsi, Utschele, Kwardingisi, ja sogar einige vom drei Stunden entfernten Wasambu waren vom Evangelium gepackt worden. Die Botschaft von dem Gott, der der Vater der Schuldigen, der Mühseligen und der Kranken sein will, hat Hoffnung in die Laubhütten gebracht. Er hat ja seinen Sohn gesandt, um „den Baum über den wilden, trennenden Strom zu legen.“

Aus verschiedenen Richtungen sieht man die Menschen erwartungsvoll heraufkommen. Manche der Alten arbeiten sich an Stöcken herbei. Nun stehen wir vor dem neuen Gotteshaus. Wir singen ein Loblied. Dann treten wir ein. Es handelt sich um eine Laubkirche. 200 Menschen finden darin Platz. Das alte Kirchlein konnte nur 70 aufnehmen.

Meine Gedanken überqueren Länder und Ozeane. Ich denke an die architektonisch wundervollen, aber oft so leeren Kirchen in Deutschland. Mein Herz jubelt dem Herrn der Herrlichkeit zu, daß er seine Geheimnisse den Armen und Unmündigen offenbart. Ich bin von Herzen glücklich in diesem fernen, von der geldgierigen Welt vergessenen Winkel dieser Erde und freue mich mit den Fröhlichen.

„Du beschimpfst gar nicht mich“

Nach der Einweihung erzählen mir die Ältesten, daß einige der Christen nicht hätten teilnehmen können. Sie seien nach Guyo gegangen, um auch dort die „Gut Nius“ (guten Neuig-

keiten) zu erzählen. Es gebe dort einige Leute, die Christen werden wollten.

Meine Begleiter und viele andere werden nun großzügig bewirtet. Ich aber steige durch die niedrige Öffnung in eine düstere Hütte. Erst nach einigen Augenblicken sehe ich einen fiebernden Schwerkranken neben einigen glühenden Holzscheiten am Boden liegen. Seine Frau flößt ihm kühle Kokosmilch ein. Ich beuge mich nieder, um herauszufinden, was dem Mann fehlt. Sehr wahrscheinlich hat er Malaria. Ich verabreiche ihm Tabletten, und dann reden wir mit dem besten Arzt und bitten ihn, er möge die Medizin segnen. Meine Augen tränen vom Rauch.

Dann bin ich zum Essen bei Argandumbu eingeladen. Sein Sohn Mandimba hat von einer hohen, schlanken Palme einige Kokosnüsse geholt. Bald trinke ich die kühle, gute Milch. Auf einem Bananenblatt breitet der Gastgeber dampfende Mamis (weichgekochte Bananen), etwas Blattspinat und ein Stück geräuchertes Wildschwein aus. Wie alle anderen esse ich mit den Fingern. Es schmeckt mir.

Ich erzähle ein bißchen von daheim. Von weiten Straßen, von Brücken, Eisenbahnzügen und den vielen Autos. Von großen Häusern, die Fabriken genannt werden, wo es den ganzen Tag rasselt, stampft, zischt und kreischt. Von den Menschen, die kaum mehr Zeit für Gott, den Schöpfer, haben, und meinen, sie könnten alles selber machen. Ich sage, wie gern ich hier bin und wie sehr ich mich freue, daß die Menschen ihre Herzen und Hütten und Dörfer aufmachen, so daß Jesus nicht draußen bleiben und vergeblich klopfen muß.

Unser Kreis hat sich vergrößert. Argandumbu sagt, daß er den Herrn nicht mehr fortgehen lassen will. Nach dem Sterben wird er zu ihm kommen oder er wird ihn bei der Entrückung in den Wolken sehen.

Argandumbu macht keine leeren, frommen Worte. Sein Christsein ist echt. Ich erinnere mich, wie ich ihn vor eini-

gen Monaten gesehen habe, als er in tiefem Frieden böse Worte über sich ergehen ließ. Er sagte nur: „Du beschimpfst ja gar nicht mich, du beschimpfst meinen Gott dort oben.“ Dabei zeigte er in die Höhe. Heute sitzt der Schimpfende von damals mit in der Runde. Er ist kein Heide mehr, er ist Christ geworden. Lebendige Zeugen wie Argandumbu bereiten dem Evangelium die Bahn.

Die Zeit des Logo-Speers ist vorbei

Ich habe eine Bitte an meinen Bruder im Glauben: „Argandumbu, ich weiß sehr wenig, wie es in früheren Tagen bei euch war. Willst du mir nicht aus der alten Zeit erzählen?“ „Ach, das sind keine frohen, hellen, klaren Worte. Das sind dunkle, sogar blutige Geschichten.“ „Erzähl doch!“

Argandumbu wird sehr ernst. Er beginnt sehr leise, als ob lautes Reden die Vergangenheit zurückbringen könnte.

„Wir waren noch Kinder, da wurde uns immer gesagt, daß die Saugumas von Abegu durch unsere Täler schlichen. Manchmal kamen unsere Leute mit einer Speerspitze im Kreuz oder im Brustkorb heim. Dann brachten die Männer Opfer dar, meistens ein Schwein oder einen großen, schwarzen Kasuar, und wir alle hatten furchtbare Angst. Nur in Gruppen gingen wir in den Wald oder auf den Argo.

Mein Vater bekam öfter Besuch aus Guyo. Die Besucher ließen manchmal Schweine zurück. Dann freuten wir uns. Dann gab's für unsere Sippe Fleisch. Ich merkte, daß viele meinen Vater mieden. Niemand sprach über ihn.

Einmal waren in unserm Dorf die Kriegstrommeln drei Nächte lang nicht mehr zur Ruhe gekommen. Da rief mich mein Vater im hellen Mondschein mitten in der Nacht von den Trommeln weg. Die Frauen, die bei uns saßen, entfernten sich scheu. Wir gingen stumm zum großen schweigenden Abgari-Baum.

„Mein Sohn Argandumbu“, begann mein Vater, „morgen kämpfen wir in Seim. Da will ich dir noch meinen Logo-Speer zeigen. Dieser Speer ist der mächtigste Schutz und der größte Besitz unserer Sippe. Führe ihn weise! Bring keine Schande über uns!“ Ein Schaudern ergriff mich, als mein Vater den Speer aus dem uralten Baum herausholte. „Mein Sohn, hier, fühle den Geist unserer mächtigen Sippe!“

Ich konnte in jener Nacht kaum schlafen. Im Halbschlaf meinte ich meinen toten Vorfahren zu begegnen.

Nach zweieinhalb Tagen wurde mein Vater mit aufgeschlitztem Bauch herbeigetragen. Ich setzte mich neben ihn, und er weihte mich noch in die Zauberbräuche des Logo-Speers ein. Als er dann die Augen für immer schloß, versammelten sich viele. Die Frauen heulten. Die Männer tuschelten. Manche schauten mich seltsam an. Als sein Geist fortging, wurde der tote Körper auf ein Gerüst neben dem Haus gelegt.

Die Jahre gingen dahin. Mein erster Sohn wurde geboren und starb. Meine Tochter wurde geboren und starb, als sie entwöhnt wurde. Dann kam Mandimba zur Welt. Dann holten die Geister wieder zwei. Es war nach dem Tod meines dritten Sohnes, als zwei Freunde von Guyo kamen. Sie erklärten, daß sie meinen Vater gut gekannt hätten und daß nun sicher seine Kraft auf mich übergegangen sei. Sie würden gern ein Schwein bringen, wenn ich den Logo-Speer gegen einen Feind gebrauchen würde. Ich fragte sie, um wen es sich handelte. Sie nannten Mairibi von Abegu. Ich bewirtete sie, und am nächsten Tag brachten sie das Schwein.

Ich holte nun den Speer hervor und sprach mit dem blutgierigen Logo-Geist. Er kam über mich. Als ich vor Mairibus Hütte stand und mit dem Speer nach ihm deutete, wußte ich, daß der Logo mit mir war und daß Mairibu nicht mehr lange leben würde. Nach drei Tagen erfuhr ich, daß er tot

sei. Ich freute mich über meine Kraft. Doch dann war ich auch froh, daß zu jener Zeit der erste Kiap (Regierungsbeamte) kam. Wir zerbrachen die Speere und wollten keine blutigen Fehden mehr austragen. Nach einigen Jahren verließen etliche das Dorf und arbeiteten an der Küste bei den Weißen. Sie erzählten uns geheimnisvolle Dinge von großen Schiffen, von Kasten, die sprechen können, von Speeren, die laut brüllen und auf weite Entfernung töten. Sie erzählten auch von einem Buch, das von einem großen Geist und seinem Sohn Bericht gebe.

Diesen großen Geist haben wir inzwischen kennengelernt. Er liebt uns. Die Zeit des Logo-Speers ist vorbei. Wir wissen, wo wir hingehen, wenn Gott uns einmal aus diesem Leben ruft. Wir verstehen von allem noch nicht viel. Du mußt uns lehren.“

Alles, was Argandumbu erzählte, war eine eindrucksvolle Veranschaulichung des Bibelwortes: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur.“ Ich dachte an die Taufe im Urwaldtümpel, die ein halbes Jahr zurücklag. Argandumbu hatte damals auch ein ergreifendes Zeugnis von Jesu Macht und Gnade abgelegt. Mit etwa 30 andern Männern und Frauen hatte er den Glauben an die Erlösung bezeugt. Die Heiden, die sich eingefunden hatten, wurden immer stiller. Der Geist Gottes zeigte auch ihnen den Weg in die Freiheit.

„Ich werde sie wiedersehen“

Die Tage, Wochen und Monate gingen schnell dahin auf der Missionsstation Arkosame. Sie liegt zwei Stunden entfernt von dem Ort des Berichteten. Die Schulklassen waren überfüllt. Jeden Tag kamen die Kranken. Immer wieder konnten wir Heilsbegierigen von Jesus sagen. Täglich mehrere Male wurde das Evangelium verkündigt.

Argandumbu erschien einige Male, um auf dem kleinen

Flugplatz, wo das Missionsflugzeug startet und landet, zu helfen. Einmal legte er den Weg zurück, nur um uns vier oder fünf Eier zu bringen.

Dann erfuhr ich, daß seine Frau gestorben sei. Am Sonntag machte ich mich auf den Weg, um ihn zu besuchen. Ich überlegte etwas ängstlich, wie ich ihn trösten könnte. Wir balancierten auf den Stangen, die über den Sumpf führten, da kam er uns entgegen. Ich hatte viele klagende, mit Erde beschmierte Menschen auf Neuguinea gesehen. Wie würde sich Argandumbu verhalten?

Siehe da, er war sauber gewaschen und schüttelte meine Hand, wie immer. „Deine Frau ist gestorben“, sagte ich. „Ja, wir haben sie christlich beerdigt. Sie ist beim Herrn. Sie hat keine Schmerzen mehr. Jakob und Matiu haben gebetet. Ich werde sie wiedersehen, du brauchst nicht traurig zu sein.“

Da sah ich, daß Argandumbu wirklich das Licht Gottes aufgegangen war und daß er in der lebendigen Hoffnung der Kinder Gottes lebte.

Der Bericht über Argandumbu ist ein kleiner Ausschnitt aus dem Werden und Wachsen der Gemeinden im Inneren Neuguineas. Wir haben viel Grund zum Freuen. Aber es ziehen auch düstere Wolken über der Freude auf. Wir sehen bei manchen Christen die Sucht nach dem westlichen Reichtum, verbunden mit irrigen und abergläubischen Vorstellungen, wie dieser zu erreichen sei. Krankheiten prüfen den Glauben. Die Versuchung naht, zu früheren heidnischen Praktiken zurückzukehren.

Wir wollen in mittragender, fürbittender Verantwortung Hüter unserer Brüder sein.

Karl Kalmbach
Liebenzeller Mission

„DIE LETZTEN WERDEN DIE ERSTEN SEIN“

Christliche Gemeinde in der Südsee

Gefahr durch Geld, Alkohol und Sekten

Die einsamen Inseln der Südsee sind von den Schrecken des Zweiten Weltkrieges nicht verschont geblieben. Inzwischen haben die USA die Verwaltung der meisten Inseln übernommen. Eine neue Zeit ist auch dort angebrochen. Die braunen Insulaner sind jetzt gleichberechtigt mit den Weißen. Für ihre Erziehung und die medizinische Versorgung wird viel getan. Begabte Insulaner sind zur weiteren Ausbildung ins Ausland geschickt worden. Wenn sie zurückkamen, verdienten sie gleich viel Geld. Früher kannten die Inselbewohner nur die paar Missionare. Sie dachten, alle Ausländer, die aus christlichen Ländern kommen, seien wie sie. Inzwischen haben sie die verschiedenartigsten Typen von Weißen kennengelernt, und deren Einfluß auf sie war nicht immer der beste. Das läßt sich bis hinein in die christlichen Gemeinden feststellen.

In den letzten beiden Jahren habe ich noch einmal die Truk-Inseln, auf denen ich viele Jahre meines Lebens im Dienst Jesu zugebracht habe, bereist und in den Gemeinden gearbeitet. Da ist mir aufgefallen, wie mancher Prediger, der andere Leute viel Geld verdienen sieht, etwas unzufrieden wird. Die Mission kann ihre Mitarbeiter nicht so bezahlen, wie die Regierungsstellen das mit ihren Angestellten tun. So suchen Prediger eine Nebenbeschäftigung. Manche begabte junge Männer und Mädchen, die die Missionschule besucht haben, wählen von vornherein einen andern Beruf, der mehr Geld abwirft. Bei Predigern mit einem Nebenberuf bleibt oft manche Arbeit — wie Kinder- und Jugendarbeit — liegen, und die Gemeinde leidet darunter.

Früher, als die Japaner die Inseln verwalteten, gab es strenge Bestimmungen über den Verkauf und Verbrauch von Alkohol. Es durfte z. B. kein gegorener Palmwein hergestellt und getrunken werden. Die Amerikaner haben, als sie Demokratie und Gleichberechtigung einzuführen versuchten, mit solchen Bestimmungen für die Insulaner aufgeräumt. So kamen Bier, Wein und Schnaps ohne jede Kontrolle und in jeder Menge auf die Inseln. Die oft willensschwachen Insulaner sind weithin der Versuchung zur Trunksucht erlegen. Es ist viel Not und Elend unter den Männern und jungen Männern und in den Familien entstanden. Auf die Trunksucht folgt oft die Streitsucht. Es ist schon mancher durch den Teufel Alkohol erschlagen und erstochen worden. Auch unsere Christen sind von solchen Versuchungen nicht ausgenommen.

Das große Gut der Religionsfreiheit, wie sie in den USA herrscht, hat auch bedenkliche Nebenerscheinungen. Viele Sekten finden mit ihrer die Menschen verwirrenden Tätigkeit auch Eingang auf den Südseeinseln. Besonders die Zeugen Jehovas bereiten manchen unserer Christengemeinden viel Not. Sie benutzen das von uns übersetzte Neue Testament, gehen damit in die Hütten der Christen und versuchen, diese für sich zu gewinnen.

Von Gammlern und andern

Trotz solchen Gefahren und Nöten, wie wir sie eben genannt haben, baut aber der Herr seine Gemeinde auf den Inseln. Da ist eine Gruppe von jungen Männern — 15 bis 20 an der Zahl — die die Missionsbibelschule besuchten. Sie waren nur mittelmäßig begabt, und es reichte bei ihnen nicht für eine höhere Schule oder gar zu einer Ausbildung im Ausland. Sie sind mit einem sehr bescheidenen Lohn zufrieden und tun Dienst in unseren Gemeinden. Sie sind dankbar, wenn die Missionare sie tiefer in die Heilige Schrift ein-

führen. Sie bringen ein Opfer. Sie könnten außerhalb der Mission eine Arbeit aufnehmen und besser verdienen.

Weiterhin denke ich an eine Gruppe von jungen Männern, die in ihrem Aussehen und ihrem Gebaren an europäische Gammler erinnerten. Sie waren der Gemeinde ganz entfremdet und störten manchmal sogar die Gottesdienste. Ich suchte sie an den Orten auf, wo sie gerade herumlungerten, und redete mit ihnen. Sie fragten mich, warum ich das tue. Ich sagte ihnen, daß ich sie liebe und gern möchte, daß sie ein anderes Leben anfangen. Sie merkten, daß ich Zeit für sie hatte und Geduld mit ihnen aufbrachte. Wir kamen schließlich zusammen, um Evangeliumslieder zu singen.

Die Jungen begannen einzusehen: Es paßt nicht zusammen, wenn man christliche Lieder singt und sich dann wieder betrinkt. Sie haben von sich aus angeregt, daß ich ihre Namen für einen Monat in ein Büchlein eintragen sollte. Das war eine Art Versprechen, in diesem Monat keinen Alkohol zu trinken. Die meisten haben das gehalten. Andere haben ehrlich bekannt: „Wir haben es nicht geschafft.“ Ich habe diese aber nicht aus der Gruppe ausgeschlossen, sondern habe mich weiter um sie gekümmert und für sie gebetet. Andere haben mir dabei geholfen.

Einige von den Jungen spielten gut Gitarre. Wir kamen oft zusammen zum Singen und Spielen. Anschließend hatten sie immer noch viele Fragen, die sie beantwortet haben wollten. Ich nahm sie auch manchmal sonntags mit in andere Dörfer, und dort haben sie im Gottesdienst gesungen. Als das Singen und Spielen immer besser wurde, haben wir miteinander auf Tonband gesungen. Die Lieder, zusammen mit einer biblischen Ansprache, wurden über das Inselradio verbreitet. Das alles hat den Jungen viel Freude gemacht. Bei einigen kam es mit der Zeit zu einer echten inneren Umkehr und einem Neuanfang ihres Lebens.

In einem Dorf lag die Arbeit in der kleinen Gemeinde sehr danieder. Zwischen den Mauern der halbfertigen Kir-

che wuchs Gras. Da erweckte der Herr einen Mann, der gut verdiente. Er wurde der Hilfsprediger der Gemeinde. Die Leute sammelten Geld, kauften Zement, holten Sand vom Strand und fingen wieder an zu bauen. Die Mission hat sie unterstützt und das Wellblech fürs Dach gekauft. Was für ein sauberes und schönes Kirchlein steht jetzt da! Die Arbeit des Bauens hat die Gemeinde aufs neue innerlich ermuntert und zusammengeführt. Alle nehmen jetzt regen Anteil an den Versammlungen. Der Geist Gottes wirkt.

Häuptling Ikepi an die Häuptlinge in Europa

Jetzt will ich abschließend noch von dem alten Häuptling Ikepi auf der Insel Poloat erzählen. Wir haben dort erst nach dem Zweiten Weltkrieg mit der Missionsarbeit begonnen. Er kam eines Abends zu mir und setzte sich, mit seinem roten Lendentuch bekleidet, auf den Rasen vor meiner Hütte. Er sagte zu mir: „Missionar, ich habe gehört, daß du bald wieder nach Europa gehst. Da bitte ich dich, daß du den Häuptlingen in Europa von mir, dem Häuptling Ikepi, folgendes ausrichtest: Wir Insulaner haben früher viele Kriege untereinander geführt. Haß, Aberglaube und Geisterfurcht haben unter uns gewohnt. Aber dann kam das Evangelium auf unsere Inseln. Wir sind Christen geworden und haben aufgehört, uns gegenseitig zu bekriegen. Wir halfen einander vielmehr, da und dort Kirchen zu bauen, in denen wir das Wort Gottes hören und zu Gott beten. Sag allen Häuptlingen in Deutschland und Europa, sie sollten es auch so machen wie wir!“ —

Ist bei Ikepi und seinen Insulanern nicht das Wort Jesu wahr geworden: „Die Ersten werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein“?

Wilhelm Kärcher
Liebenzeller Mission

DAS IST ERSTMALIG IN DER MISSIONSGESCHICHTE!

Wie es im fanatischen Moslem-Gebiet Südsumatras
zum Einbruch des Evangeliums kam

„Komm herüber und hilf uns!“

Es gibt wenige größere Städte in Indonesien, die so vordergründig als Hochburg des Islams geprägt sind wie Bengkulu am Indischen Ozean. Es ist die Hauptstadt eines weiten Bezirks in Südsumatra.

In Bengkulu arbeitete intensiv die mohammedanische Missionsbewegung. Die Universität, die Oberschulen des ganzen Gebietes wie die örtlichen Volks- und Mittelschulen sind Islam-Schulen, nicht einfache Regierungsschulen. In dieses Gebiet eines fanatischen Islams brach das Evangelium ein. Wie kam es dazu?

Wenn man über den verfallenen Europäer-Friedhof von Bengkulu geht, wird man überrascht durch den Grabstein eines Dänen, unter dessen Namen die Inschrift erhalten ist: „Missionar unter den Serawai“. Der lange Lebenseinsatz dieses Mannes schien umsonst gewesen zu sein. In diesem fanatischen, gewalttätigen Moslemstamm war keine christliche Gemeinde entstanden. Ja, die Holländer hatten hier zuletzt jede Missionsarbeit verboten.

In der Nähe des Grabes hat sich dann aber etwas ereignet, das zu den vielfältigen Wundern gehört, die Gott heute in Indonesien tut. An der Ecke der Straße, die zum Friedhof führt, steht eine kleine, weiß gekalkte evangelische Kirche. Dem Missionar Harrington vom Weltweiten Evangelisations-Kreuzzug (WEK) war die Mitverantwortung für die kleine christliche Gemeinde aus Chinesen und Bataks übergeben. Als er dort 1963 die Weihnachtspredigt hielt, ahnte

er nicht, daß unter dem offenen Kirchenfenster Achmad Arsik, der Führer des Serawai-Stammes, stand. Dieser war zur Überzeugung gekommen, daß sein Stamm eine innere Erneuerung brauche. Er hatte darum einen Kursus der Kommunistischen Partei mitgemacht. Enttäuscht befand er sich auf der Heimreise. Daß es keinen Gott geben solle, wie man ihm erzählt hatte, wollte ihm einfach nicht einleuchten. Auf der Straße bei der Kirche stand ein Auto mit der Aufschrift „Indjil“ (Evangelium). Dieses Wort kennt man auch im Islam. So war er näher getreten und hatte der Weihnachtsbotschaft gelauscht.

Achmad Arsik machte sich still und unerkant auf die Weiterreise. Das Evangelium hatte ihn getroffen. Einige Wochen später fand ein Brief, dessen Anschrift nur „Evangelium Bengkulu“ lautete, seinen Weg in die Hände des gläubigen Postbeamten Pak Tobing, eines Mitarbeiters der Indonesischen Missionsgemeinschaft in Bengkulu. Der Brief enthielt einen Ruf, wie ihn einst in ähnlicher Weise Paulus erhalten hatte (Apg. 16,9): „Komm herüber in den Serawai-Stamm und hilf uns!“

Pak Tobing brachte diesen Ruf im März 1964 auf die Konferenz der Missionsgemeinschaft mit, die auf der Insel Java stattfand. Es konnte gleich ein älterer Bibelschüler in das entlegene Serawai-Gebiet entsandt werden. Vier Monate lang unterrichtete er Hunderte von Mohammedanern, die Christen werden wollten. Im gleichen Jahr traf Pak Oktavianus, der Leiter der Indonesischen Missionsgemeinschaft, mit drei Bibelschülern nach einer schwierigen, entsagungsvollen Reise bei den Serawai ein. Es geschahen Wunder über Wunder. Eine Reihe von Islampriestern bekehrte sich. Über 50 Exemplare des Korans, des heiligen Buches der Mohammedaner, wurden Pak Oktavianus übergeben. In fünf Dörfern entstanden Gemeinden.

„Er ließ sich taufen mit seinem ganzen Hause“

Das war der Anfang im Jahre 1964. Die nächsten Jahre, besonders 1965 mit dem mißglückten Putschversuch der Kommunisten, waren für die Christen eine Zeit der Bewährung. Das gilt sowohl für die wenigen Verkündiger, die in zähem Glaubenseinsatz, auf sich selbst gestellt, ihren Platz ausfüllen mußten, wie auch für die kleinen, neuentstandenen Christengemeinden. War es zuerst der scharfe religiöse Druck des orthodoxen Islams, der sich auch vor der Anwendung von Gift nicht scheute, so kam 1966 der politische Druck hinzu. Aber während auf anderen Inseln wirkliche oder angebliche Kommunisten oft grausam niedergemetzelt wurden, trat in Südsumatra das Militär dazwischen und inhaftierte solche Leute. Darunter war auch eine Anzahl Christen aus den Serawai, die man des Kommunismus verdächtigte. In ihren Gefängniszellen wurden sie Zeugen für Jesus, den Gottessohn und Erlöser. Dadurch wurden viele Moslems, die enttäuscht und erschüttert mit ihnen im Gefängnis saßen, überzeugte Christen, die nach ihrer Entlassung das Evangelium in noch nicht vom Christentum erreichte Dörfer brachten.

Zu Anfang des Jahres 1966 zählten die jungen Gemeinden etwa 750 getaufte Glieder. Weitere 1500 kamen zu den Versammlungen und Gottesdiensten. Junge Männer und junge Mädchen bereiteten sich in der Bibelschule im nahen Tandjung Enim vor, um unter ihren Stammesgenossen Gemeindeleiter oder Lehrer und Lehrerinnen zu werden. Mittlerweile war es nämlich den christlichen Familien verboten worden, ihre Kinder in die islamischen Volksschulen zu schicken. So war es nötig geworden, eigene Schulen zu begründen. Als ich 1970 das Serawai-Gebiet bereiste, waren es bereits 3000 Moslems, die Christen geworden waren.

Das sind nüchterne Zahlen. Und doch stehen wir hier vor einer gewaltigen Tatsache: Zum erstenmal in der Geschichte

der christlichen Mission hat es in diesem Ausmaß eine Erweckungsbewegung unter den Moslems gegeben. Vor allem ist es auch erstmalig, daß eine größere Anzahl von Priestern und Moscheedienern zum Glauben an Christus gekommen ist.

Ich sprach mit einem 60jährigen früheren Koranvorleser, der schon erstaunlich gut die Bibel kannte. Wenn im Gottesdienst eine bestimmte Stelle genannt wurde, schlug er diese sofort auf. Auch andere taten das. Ein ehemaliger Moscheediener drückte in einem Gespräch immer aufs neue seine Verwunderung aus, daß er früher den schematischen mohammedanischen Gottesdienst überhaupt hatte ertragen können. Es ist ja so, daß dem Islam — jedenfalls im indonesischen Bereich — persönliche Frömmigkeit völlig fremd ist. Als politische Machtbewegung betont er nur das Werk, die Tat. Nun haben manche seiner Führer die Gewißheit der Sündenvergebung und der Gemeinschaft mit Gott gefunden. Das hat ihr Leben verwandelt.

Die Entscheidung, Jesus als Erlöser anzunehmen, geschieht in Südsumatra oft familien- und sippenweise. So versteht und praktiziert man hier Apg. 17,33, wo berichtet ist, daß der Kerkermeister von Philippi sich mit seinem „ganzen Hause“ taufen ließ. Es ist von den indonesischen Brüdern für die Junge Kirche des Serawai-Gebietes beschlossen worden, daß Erwachsenen- und Kindertaufe nebeneinander geübt werden. Das bedeutet kein Durcheinander in der Lehre, sondern ein Miteinander in der Liebe Jesu.

Der Kommunismus als Wegbereiter des Evangeliums!

Gott hat wunderbar in Indonesien eingegriffen. Und es ist erstaunlich, daß er zur Wegbereitung für das Evangelium auch den Kommunismus gebraucht hat. Wie ist das zu verstehen?

Es ist keine polemische, sondern eine ganz sachliche Feststellung, wenn man sagt: Der Islam ist durchweg nicht sehr fortschrittsfreudig. Was das soziale, kulturelle, moralische und wirtschaftliche Leben angeht, zeigt er sich meist sehr konservativ und hält manchen nötigen Fortschritt auf. Durch die intensive Begegnung mit dem Kommunismus sind die Serawai über die unter ihnen bestehenden Ordnungen ins Fragen gekommen. Sie wollten etwas Besseres als das Bisherige. Sie erhofften es eine Zeitlang vom Kommunismus. Aber dieser wurde schon vor dem Putschversuch im Jahre 1966 für sie zur Enttäuschung. Da fingen sie an, nach dem Evangelium Jesu zu fragen.

Seit etwa 1930 hatten die kommunistischen Führer Indonesiens sich darum bemüht, in den Urwalddörfern im Bezirk Bengkulu ein rotes Zentrum als Ausgangsbasis für die ideologische Eroberung Javas zu schaffen. Nimmermüde waren sie von Haus zu Haus gezogen, hatten die Männer versammelt und mit ihnen diskutiert. So waren in verschiedenen Dörfern durch diese Hausversammlungen rote Zellen entstanden. Als die Boten Jesu kamen, konnten sie an diese Hausversammlungen anknüpfen. Hier öffneten sich die Leute innerlich und nahmen das Evangelium an. Auch jetzt ist die Hausversammlung noch die wirksamste Missionsmethode.

Etwa 20 junge Indonesier zwischen 20 und 30 Jahren sind in der Erweckungsbewegung — neben den Gemeindeältesten — führend tätig. Es befindet sich in jenem Gebiet nur eine ältere weiße WEK-Missionarin. Die jungen Leute sind nicht frei von Krisen und Schwächen. Aber ihr Leben ist klar auf Christus ausgerichtet. Sie sind bereit, um seines Namens willen zu leiden. Sie stellen persönliche Ansprüche zurück. Gibt solche Einsatzbereitschaft nicht Hoffnung, daß das Feuer, das der Herr angezündet hat, weiterbrennt?

Horst Scheunemann
Weltweiter Evangelisations-Kreuzzug

BRAUCHT DAS MODERNE JAPAN DAS EVANGELIUM?

Eine Lebensgeschichte als Antwort

Großartiger Fortschritt — aber . . .

Japan, das Land der Geishas und bunten Kimonos, das Land der Kirschblüten und alten Traditionen, hat sich innerhalb kurzer Zeit zur drittgrößten Industrienation der Welt (hinter den USA und Rußland, vor der Bundesrepublik Deutschland) entwickelt. Rauchende Fabrikschornsteine, moderne Straßen, bequeme Eisenbahnzüge, die mit großer Geschwindigkeit durch das Land brausen, haben das Landschaftsbild verändert. Japan wurde das Land der „Expo 70“, der bisher größten Weltausstellung. Die jungen Japaner strömen zu den Oberschulen und Universitäten.

Was kann die christliche Mission diesem Land und seinen Menschen bringen? Sie brauchen keine Entwicklungshilfe, keine westliche Zivilisation. Mit dem steigenden Lebensstandard nimmt die Gleichgültigkeit gegenüber religiösen Dingen zu. Der traditionelle Buddhismus ist für viele bedeutungslos geworden. Trotzdem hat die Ahnenverehrung auch im modernen Japan weiter ihren Platz und kann den einzelnen in starke Bindungen hineinführen. Viele bleiben innerlich leer und suchen nach etwas, was über sie hinausreicht. Die unzähligen neuen religiösen Sekten verschiedenster Richtungen sind ein Zeichen dafür.

Trotz bewundernswerten Errungenschaften ist Japan ein Land mit viel Unerfülltsein, Unsicherheit und Einsamkeit. Wissenschaft und Technik, Bildung und Lebensstandard werden auch den Japaner im tiefsten Innern leer lassen, solange er ohne Gott lebt. Hier dürfen und müssen wir unsere Aufgabe als Missionare sehen.

Schauen wir uns den Lebensweg einer modernen Japanerin an, die von Gott überwunden wurde! Ihr Leben zeigt uns, wie sehr die Menschen in einem so hochindustrialisierten Land wie Japan Jesus brauchen. Wir spüren etwas von der Macht, die die Ahnenanbetung im Buddhismus ausüben kann, und lernen seelische Bindungen kennen, die so stark sind, daß nur Jesus Christus sie lösen kann.

Ein Erleben im Bombenkrieg

Frau Sumi hat es äußerlich besser als die meisten Japanerinnen. Betreten wir den gepflegten, typisch japanischen Garten der Familie Sumi und lassen die alten Kiefern auf uns wirken, dann atmen wir etwas ein von alter japanischer Kultur. Das geräumige Haus läßt auf den gediegenen Wohlstand dieser Familie schließen. Herr Sumi ist Betriebsleiter einiger Fabriken mit über 3000 Arbeitern. Frau Sumi hat äußerlich alles, was sie sich wünschen kann: eine gesellschaftlich hohe Stellung, Familie, Gesundheit, Geld. Seit dem Frühjahr 1970 bekennt sie ihren Glauben an Jesus Christus. Warum wurde diese Frau, die bis dahin im buddhistischen Glauben gelebt hatte, Christin?

Frau Sumi hatte eine frohe Kindheit, umgeben von der zärtlichen Liebe und Fürsorge ihrer Mutter. Das Mädchen hatte keinerlei Mangel, kannte keine finanzielle Not und war glücklich. Von dem ganzen Kummer und Leid in dieser Welt wußte sie nichts.

Doch gegen Ende des Zweiten Weltkrieges traf sie ein Schlag, der ihr ganzes bisheriges Leben verändern sollte. Ihre Mutter kam bei einem Luftangriff ums Leben. Sie wurde zusammen mit der Mutter im Bunker verschüttet und spürte, daß der Tod sehr nahe war. Doch sie fürchtete das Sterben nicht, sondern fühlte nur, daß eine höhere Macht sie festhielt. Das Rufen der Mutter weckte sie aus ihrer Bewußt-

losigkeit. Sie fühlte die körperliche Wärme der Mutter über sich. Doch als sie rief, bekam sie keine Antwort mehr, vernahm nur das Stöhnen und die Sterbensschreie der anderen Verschütteten.

Als sie dann von helfenden Händen aus dem Schutt geborgen wurde, sah sie, daß eine nicht explodierte Bombe auf dem Rücken ihrer Mutter lag. In dem Augenblick des Bombenaufschlages mußte die Mutter sofort tot gewesen sein. Sie konnte ihr Kind also unmöglich gerufen oder gewärmt haben. Doch die Gewißheit, daß die Mutter sie bewahrt hatte, verließ das junge Mädchen nicht mehr.

Beten zur Mutter

Kurz darauf war der Krieg zu Ende. Haus und Besitz waren verbrannt. Der Vater nahm seine Tochter mit zu Bekannten aufs Land. Dort fühlte sie sich sehr fremd und einsam, und ein Gedanke ließ sie nicht mehr los: sie mußte zu ihrer verstorbenen Mutter. Wo die Mutter war, wollte sie auch sein. Eines Morgens stand sie früh auf und ging zum Fluß. Auf der Brücke blieb sie stehen. Dann wußte sie nicht mehr, was sie tat. Sie fühlte nur plötzlich, daß sie im Wasser trieb und die Stimme der Mutter hörte. Doch sie wurde gerettet.

Dieses Erlebnis band sie nur noch fester an die Mutter, die sie — wie sie meinte — schon wieder vor dem sicheren Tod bewahrt hatte. Von jetzt ab wollte sie nur für die Mutter leben. Aus Dankbarkeit ließ sie ihr nach buddhistischem Brauch ein Grabmal bauen. Vor dem Ahnenschrein verehrte sie die Mutter und betete in allen Schwierigkeiten zu ihr. Beim Anbeten wurde es ihr leichter ums Herz, weil sie sich vorstellte, auch sie könne dadurch noch etwas für ihre Mutter tun. Auch nach ihrer Hochzeit übte sie dieses Anbeten weiterhin aus. Zwei Söhne wurden ihr geschenkt, und Frau Sumi war glücklich.

Ihr Mann war ein ernster Buddhist und suchte Gott in dieser traditionellen Religion. Doch er fand schließlich nach langem Suchen und Fragen den lebendigen Gott durch den Glauben an Jesus Christus. Frau Sumi beobachtete das veränderte Leben ihres Mannes und stellte fest, daß er jetzt, im Gegensatz zu früher, voller Frieden war. Diesen Frieden hatte sie nicht, obwohl sie sich von der Mutter umgeben und bewahrt glaubte.

Frei!

Sie ging mit zu den Versammlungen der christlichen Gemeinde. Nun wurde manches wieder lebendig von dem, was sie während ihrer Oberschulzeit von Gott gehört hatte. Jetzt begann Gott selbst an ihr zu arbeiten. Sie erkannte sich plötzlich als Sünderin vor dem allein allmächtigen Gott. Doch noch immer stand der Glaube an ihre verstorbene Mutter zwischen ihr und Gott und hinderte sie, daran zu glauben, daß Jesus Christus für sie am Kreuz gestorben war. Ihre Mutter war, ohne von Christus gehört zu haben, im buddhistischen Glauben gestorben. Es war für Frau Sumi undenkbar, selber von Christus gerettet zu werden und ihre verstorbene Mutter allein zu lassen. Christin zu werden, das kam ihr wie Verrat an der Mutter vor. Der christliche Glaube kam ihr gefühllos vor, denn sie hörte, daß man für die Verstorbenen nichts mehr tun kann.

Doch dann sprach bei einer Evangelisation Gott durch ein Wort der Bibel zu ihr: durch die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus in Lukas 16, 19—31. Durch dieses Gleichnis wurde ihr plötzlich deutlich: Wenn die Mutter mich wirklich liebt, dann will sie nicht, daß ich an einen Ort der Qual komme! Frau Sumi wurde noch am gleichen Abend frei von der inneren Bindung an ihre Mutter, frei von sich selbst, von Sünde und Furcht. Die alte, „unmoderne“ Botschaft von der Sünde und dem Kreuz Jesu hat diese Japa-

nerin überwunden und ihr Leben neu gemacht. Nun bekennt sie zusammen mit ihrem Mann in ihrer buddhistischen Verwandtschaft und Bekanntschaft, daß sie durch Jesus Christus wirklichen inneren Frieden hat.

Warum ist Mission im modernen Japan notwendig? Frau Sumis Lebensgeschichte gibt uns eine Antwort.

Helga Theis
Allianz-Mission-Barmen

REVOLUTION — ABER WIE?

Christus unter japanischen Studenten

„Ich bin frei!“

Auf den Straßen Tokios wird demonstriert. Die Polizei wird angegriffen. Es geht heiß her. Steine und Brandbomben fliegen durch die Luft. Zur gleichen Zeit halten wir im Saal des Christian Student Center (des Christlichen Studenten-Zentrums) eine Evangelisation. Evangelist Honda bringt die Botschaft: „In Jesus ist Frieden, für ihn lohnt es sich zu leben, er gibt allem einen Sinn.“ Lautlose Stille. Aber ist das wahr? Ist nicht alles zweck- und sinnlos, gähnende Leere?

Diese Gedanken jagen durch den Kopf eines Studenten der Rechtswissenschaft. Er kommt zu einem Entschluß: „Wenn das stimmt, was gesagt wird, dann setze ich alles auf eine Karte.“ Sein Leben bestand aus Spiel, Vergnügen, Rauchen, Trinken. Das Studium war Nebensache. Er gab Jesus eine Chance, kapitulierte vor ihm. Ein Neues begann. Der bekannte Kettenraucher rührte zwei Tage lang keine Zigarette an, strahlte vor Freude und bekannte am dritten Tag: „Was Härte, Strafe und Zureden meiner Eltern und Lehrer nicht fertigbrachten, hat Jesus geschafft. Ich bin frei. Alles ist neu.“ Das geschah vor einem Jahr. Heute ist er aktiv in den Reihen junger Christen.

Hoffnung für einen Gammler

Im Aufenthaltsraum des Student Center sitzt täglich ein junger Mann. Sein Blick ist leer, sein ganzes Auftreten freudelos. Er hat sich den Gammlern angeschlossen und

vagabundiert plan- und ziellos umher. In seiner trostlosen Haltung treffe ich ihn eines Morgens, gehe auf ihn zu und sage: „Was könnte aus Ihrem Leben werden, wenn Gott es in die Hand bekäme!“ Mit einem Blick, der deutlich sagt: „Das glauben Sie doch selber nicht!“ schaut er mich an. Kein Wort fällt.

Am Nachmittag sitzt er erstmalig in unserer Andacht, die offen ist für alle, die kommen wollen. Gottes Wort trifft ihn, er geht schweigend aus dem Saal. Am nächsten Morgen kommt er, in seinem Äußeren völlig verändert. Alle stauen, seine Kameraden empfangen ihn mit den Worten: „Mensch, was ist mit dir passiert?“ Da sagt er: „Zum erstenmal ist mir gestern jemand begegnet, der Hoffnung für mich hat. Bisher wurde ich überall mit einer Handbewegung abgetan. Wenn dieser Gott wirklich etwas kann, dann wage ich es mit ihm.“

Er kam weiter unter Gottes Wort, hatte Gemeinschaft mit jungen Menschen, die Christus erlebt haben und machte selber die Erfahrung, daß Jesus wirklich das Leben erneuert und ihm Ziel und Inhalt gibt. Längst schon sagt er das andern weiter.

Das Kreuz auf dem „Selbstmordberg“

Da ist eine Studentin. Ihr Leben war ein Dahinvegetieren. Wohl hatte sie das hohe Ziel, auf dem Wege der Medizin anderen zu helfen. Sie wollte nicht nur in egoistischer Weise an sich und ihr Glück denken. Aber ihr Herz schaute in das Nichts, und das brachte sie zum Verzweifeln. Sie beschloß, ihrem Leben auf dem „Selbstmordberg“ Japans ein Ende zu bereiten und so allen inneren Konflikten, allem Unbefriedigtsein aus dem Wege zu gehen. Sie fuhr nach Takayama und bestieg den Berg zur Abendzeit.

„Bald bist du von aller Qual befreit, hast du Ruhe und

Frieden.“ In diese Gedanken versunken, stieg sie auf den Gipfel. Nur noch wenige Meter trennten sie von der steilen Wand, die in den Abgrund führt. Da wurde sie plötzlich — so erzählte sie mir selbst — wie von einer unsichtbaren Hand zurückgerissen. Sie blieb stehen, schaute sich um und erblickte in der Ferne ein weißes Kreuz. Sie kam nicht davon los, machte kehrt und wanderte darauf zu. Das Kreuz gehörte zu einer kleinen Bergkapelle. Die Pfarrersleute ahnten sofort, was los war. Sie nahmen die Verzweifelte liebevoll auf und versuchten, ihr neuen Lebensmut zu geben. Sie schenkten ihr ein Neues Testament und erzählten ihr von Jesus.

Nach einigen Tagen kam die Studentin zu uns. Wir ahnten von nichts, aber Jesus setzte sein Werk in ihrem Leben fort. Die Stunde kam, in der sie ihm ihr Leben übergab und frei wurde. Schon wenige Tage später sagten uns Ärzte des Krankenhauses, in dem sie arbeitete: „Wo sie hinkommt, geht die Sonne auf. Wir möchten auch die Quelle dieses Lichtes kennenlernen.“

„Was haben Sie mit meinem Sohn gemacht?“

In einer Austauschstunde sprachen wir von Jesus, der eine gründliche Erneuerung von innen nach außen zustande bringt. Das war ein Gesprächspunkt, der alle interessierte. Überall ist man ja dabei, Revolution in der umgekehrten Richtung, von außen nach innen, zu planen und durchzuführen. „Ich kenne alle bekannten Revolutionäre der alten und der neuen Zeit. Keiner ist den Weg von innen nach außen gegangen, so etwas gibt es nicht.“ So sprach mich ein Student an. „Dann müssen Sie Jesus kennenlernen“, sagte ich ihm und reichte ihm das Neue Testament. Er schaute es von allen Seiten an, schüttelte den Kopf, steckte es in die Tasche und verschwand.

Drei Tage später erscheint er: „Ich habe das ganze Buch gelesen. Es stellt mich auf den Kopf.“ Dann kommen viele Fragen, Argumente, Diskussionen. Jeder Tag bringt neue Auseinandersetzungen mit dem Buch, das ihn nicht mehr losläßt, bis Jesus selber im Mittelpunkt steht. Ein erbitterter Kampf folgt, die Gegensätze prallen aufeinander. „Sie sind zur Entscheidung gefordert“, sage ich ihm an einem Abend, ehe er fortgeht. Es dauert nicht mehr lange, dann trifft er sie. Jesus hat seine Macht bewiesen und ihn beschlagnahmt.

Die Veränderung in seinem ganzen Leben bleibt daheim nicht verborgen. Vier Wochen später kommt die Mutter zu uns und fragt: „Was haben Sie mit meinem Sohn gemacht?“ „Fragen Sie ihn doch selber!“, ist die Antwort. Daraufhin erwidert sie: „Ich habe ihn gefragt, und er sagt mir, Jesus, der Sohn Gottes, habe das fertiggebracht.“ Nach einer Pause fährt sie fort: „Wenn dieser Gott so etwas zustande bringt, dann möchte ich ihn auch kennenlernen.“ Vater und Mutter sowie die jüngere Tochter besuchen nun eine Kirche und sind nicht fern von der Lebenshingabe an Jesus. Der Sohn freut sich darauf und betet dafür.

„Ich kann nicht, aber ich will!“

„Niemand werde ich glauben können an einen Gott, der mir verborgen ist. Mein Intellekt, meine Vernunft beweisen mir aufs deutlichste, daß das für einen Akademiker nicht geht.“ So sagte ein Mediziner nach einem Austausch über eine Stelle im Neuen Testament. Wir führten weitere Gespräche miteinander, aber er blieb dabei: „Ich kann nicht!“ Trotzdem fehlte er in keiner Andacht und Austauschstunde. Gottes lebendiges Wort hatte längst Wurzel in ihm geschlagen, er kam nicht mehr davon los, obwohl sein zweites Wort immer war: „Ich kann nicht!“

Es wurde Weihnachten. Wir führten im kleineren Kreis eine Feier durch, bei der wir englische und deutsche Weihnachtslieder sangen. Wir hatten einen Missionar als Gast. Schlicht und einfach erzählte er von Gottes großer Liebe, die uns in Jesus Vergebung und ewiges Leben schenkt. Wir spürten Gott am Werk. Nach der Feier kam der junge Mediziner und sagte: „Ich kann nicht, aber ich will! Ich habe Jesus die Tür aufgemacht.“ Von da an war er ein anderer. Es gab noch manches Auf und Ab, aber Jesus nahm ihn Schritt für Schritt mit. Heute ist er als Arzt tätig. Bei meinem Abflug von Japan sagte er zu mir: „Wie froh bin ich, daß ich meinen Patienten nicht nur mit der Medizin Hilfe bringen, sondern ihnen von dem sagen kann, der jeden Schaden und auch die tiefste Krankheit der Sünde heilen kann!“

Mariane Uhlig
Marburger Mission

HILFE FÜR AUSSÄTZIGE UND POLIOKRANKE

Missionarische Diakonie auf Taiwan

Die „schöne Insel“

150 km vom chinesischen Festland entfernt liegt die Insel Taiwan (chinesisch = Terrassenbucht). In der westlichen Welt spricht man noch weithin von Formosa (portugiesisch = die Schöne). Als 1583 portugiesische Seefahrer die Chinesische See durchfuhren und eine Insel in ihrer tropischen Pracht daliegen sahen, sollen sie entzückt ausgerufen haben: „Ilha Formosa“ (schöne Insel)!

Taiwan wird auch Nationalchina genannt, im Unterschied zur riesigen kommunistischen Volksrepublik auf dem Festland. Die Insel ist wirtschaftlich in einem zügigen Aufbau begriffen. Der Boden ist an vielen Stellen so fruchtbar, daß man dort bei sachgemäßer Bebauung zwei- bis dreimal im Jahr ernten kann. Die Industrie macht einen großen Sprung nach vorn.

Das Evangelium kann frei verkündigt werden. Eine Form der Missionsarbeit ist die missionarische Diakonie, die sich den immer noch zahlreichen Aussätzigen und Poliokranken auf der Insel zuwendet.

„ . . . was er dir Gutes getan hat“

In einem solchen Dienst stehen z. B. eine Reihe von Missionsschwestern der Marburger Mission. Im Kampf gegen den Aussatz werden mit Hilfe von modernen, sehr wirksamen Medikamenten zunehmende Heilerfolge erzielt. Leichtere Fälle brauchen auch nicht mehr unbedingt stationär behandelt zu werden. Und doch kommt immer noch

Entsetzen auf, wenn jemand an sich Spuren des Aussatzes entdeckt. Immer noch meinen viele, sie seien nun für immer vom Leben ausgeschlossen. Immer noch kündigen manche Gesunden den Aussätzigen die Gemeinschaft auf.

So bleibt die Aufgabe, sich diesen Kranken in der Liebe Jesu zuzuwenden. Es wird wirklich alles getan, um ihnen leiblich zu helfen. Nie und nimmer ist das körperliche Elend unwichtig und geht es nur um die Rettung der Seele für das ewige Leben. Aber nie und nimmer kann und darf sich auch der Dienst auf die körperliche Heilung beschränken. Es ist der *g a n z e* Mensch — nach Seele und Leib —, dem Jesus durch den Auftrag seiner Boten helfen will. Der tiefste Schade ist die Trennung von dem lebendigen Gott durch die Sünde. Für die Heilung dieses Schadens hat der Sohn Gottes sein Leben am Kreuz geopfert. Wo das bezeugt wird, schlägt das Herz der Mission. Wo man im Glauben an Jesus der Vergebung der Schuld gewiß wird, da wird Herz und Mund und Leben zum Lob Gottes erweckt.

Davon erlebte ich ein unvergeßliches Beispiel unter Aussätzigen. Ich betrat in einer großen Kolonie eine Station, wo alte Patienten leben. Einige sind auch noch blind. Die Männer begrüßten mich mit dem Lied:

„Welch ein Freund ist unser Jesus,
oh, wie hoch ist er erhöht!
Er hat uns mit Gott versöhnet
und vertritt uns im Gebet.“

Als sie die drei Strophen gesungen hatten, kam der zweite Teil der Begrüßung:

„Lobe den Herrn, meine Seele,
und was in mir ist, seinen heiligen Namen!
Lobe den Herrn, meine Seele,
und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat:
der dir alle deine Sünden vergibt
und heilet alle deine Gebrechen.“

An diesem Ort aus dem Mund dieser Männer diese Worte des Lobens und Dankens zu hören — das war eindrucksvoll. Ich erfuhr von den betreuenden Schwestern, daß hier nicht nur fromme Worte hergesagt worden waren, sondern daß viele von diesen Männern Jesus wirklich kennen und lieben und sein Lob auch im äußeren Elend nicht verstummen lassen.

An einer anderen Stelle traf ich einige geheilte Aussätzigige, die aber in der Kolonie geblieben sind. Sie haben kein Zuhause und keine Menschen mehr, die liebend auf sie warten. Nun verrichten sie leichtere Arbeiten und versuchen, den noch unbekehrten Patienten in Wort, Werk und Wesen ein Zeugnis von Jesus zu bringen.

Auf einen ehemaligen Oberst des taiwanesischen Heeres wurde ich hingewiesen. Der Aussatz hatte ihn von der Frau und den drei Kindern gerissen. Er empfand es zunächst als Zumutung, nun mit einfachen und z. T. ungebildeten Menschen zusammenleben zu müssen. Es ist für die Aussätzigigen gut, wenn man ihnen durch Zuweisung leichterer Arbeit aus zu vielem Grübeln über ihre Lage heraushilft. Der Oberst war lange Zeit zu stolz, eine Aufgabe zu übernehmen. Als ich ihn kennenlernte, hatte er aber begonnen, Einkaufstaschen aus Bast herzustellen.

Sein Herz öffnete sich langsam für das Evangelium. Als die Patienten in einer Andacht ein Lied auswählen durften, war er der erste, der einen Vorschlag machte. In dem Lied heißt es etwa so: Herr Jesus, mein Herz ist von Natur schwarz und voller Sünde. Komm du mit deinem Geist und mache es rein und neu! — Daß sich die Missionarin über einen solchen Vorschlag freute, ist begreiflich.

Weihnachtslieder schon im Herbst!

Missionarische Diakonie habe ich weiterhin in Heimen für poliokranke Mädchen gesehen. Da ist mir viel Elend begegnet. Die poliokraken Kinder tragen Schienen und Krücken, die den Gliedern Halt und Kraft geben. Besonders erschreckend ist es, wenn die Kinder ihre Stützen ablegen und man sie kriechen oder ihre Arme und Beine kraft- und willenlos daliegen sieht. Zum Erbarmen ist auch der Anblick der Schlafenden, bei denen während des Schlafs die Glieder sich ineinander verschlingen.

Ich habe oft gestaunt, daß die Mädchen trotz ihrer körperlichen Behinderung oft sehr fröhlich sind. Es wird medizinisch für sie getan, was sich tun läßt. Sie erleben Fortschritte in ihrem Befinden. Aber bei manchen hat die Freude einen tieferen Grund. Sie sind froh darüber, daß der Heiland Jesus Christus in ihre Herzen eingekehrt ist. In den Heimen wird viel gesungen. Im Herbst erklingen schon die ersten Weihnachtslieder. Aus einem Lied haben sich mir zwei Strophen eingeprägt:

„Ich muß den Heiland bei mir haben;
denn auch mein bester Glaube ist schwach.
Er kann Worte des Trostes sprechen,
die ich aus keinem andern Mund hören kann.

Ich muß den Heiland bei mir haben;
sein Auge muß über meinem Weg wachen,
bis ich das ewige Tal des Friedens erreiche,
bis sich die brausende Flut für immer legt.“

Neben ihrem Gesang beherrschen die Mädchen viele Musikinstrumente. Es ist erstaunlich, wie ihre oft verkrüppelten Finger damit umgehen können.

Die Kinder haben Schulunterricht und lernen mancherlei Handarbeiten. In den Schulferien kehren die meisten für

einige Zeit in ihre Heimat zurück. Manche haben es dann nicht leicht bei ihren ungläubigen Eltern und Geschwistern. Wir haben aber mutmachende Berichte, daß sie ihren Herrn tapfer bekennen. Das geschieht manchmal mit erstaunlicher Wirkung. Einige sind in ihren Dörfern und Familien rechte Pioniere für den Heiland geworden und haben andere durch ihr gesprochenes und gelebtes Zeugnis aufhorchen lassen.

Nicht leicht ist die Frage zu lösen: Was wird aus den Mädchen nach der Entlassung aus dem Heim? Manche von ihnen konnten schon in Berufen untergebracht werden. Wenn sie in ihre Heimat zurückkehren, liegt meist ein schweres Leben vor ihnen. Einige haben eine Bibelschule besucht. Das ist ein guter und hoffnungsvoller Weg; denn Dienstmöglichkeiten für Jesus gibt es viele.

Es gilt nüchtern zu sehen: Der Alltag in den Heimen ist vielfach mühsam. Die körperlich schwachen Kinder sind oft auch seelisch und charakterlich schwierig. Aber die Schwestern und ihre Helferschar versuchen, ihnen in der Liebe Jesu zu dienen. Darum ist die Atmosphäre trotz allem fröhlich. Und die Schwestern stehen gern in ihrem Auftrag der missionarischen Diakonie.

Arno Pagel

GEHORT EIN „EVANGELIKALER“ MISSIONAR IN EINE SOLCHE UMGEBUNG?

„Volkskirchlicher“ Gemeindedienst in Thailand

Keine Erweckung im Tal des Mälau

Von Chiangmai in Nordthailand führt eine alte Handelsstraße durch das schmale, fast 30 km lange Tal des Mälau-Flusses. In diesem fruchtbaren Tal siedelten sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sechs Christenfamilien aus dem Süden an. Sie sagten die Botschaft von der Erlösung in Jesus Christus weiter. Ihr Leben und Zeugnis wirkte auf andere, die sich ihnen anschlossen. Manche der Neubekehrten wurden hart bedrängt und geschlagen, weil sie den Geistern nicht mehr opferten und ein geordnetes Leben führten, sehr im Gegensatz zu ihrer nichtchristlichen Umwelt. Trotzdem wuchs die Christenschar, besonders in späteren Jahren, als ein weißer Missionar auf seinen Reisen bis nach China auch durch das Tal des Mälau kam. „Viele wurden in dieser Zeit wegen der ‚weißen Medizin‘ (gegen Malaria) Christen“, erzählte mir ein über 70jähriger Christ.

Eine Erweckung hat es im Tal des Mälau (wie auch in der gesamten „Kirche Christi in Thailand“, in der die Marburger Mission zusammen mit einer presbyterianischen Mission aus Amerika arbeitet) niemals gegeben. Aber es gab immer einzelne Christen, die durch eine klare Bekehrung und Wiedergeburt geistliches Leben hatten und lebendige Zeugen waren. Im Dorf Ba-Ngiu entstand eine Gemeinde. Mehrere Familien schickten ihre Kinder in das fast 100 km entfernte Chiangmai zur Missionsschule. Ein fähiger junger Mann wurde ausgewählt und zur Ausbildung ebenfalls nach Chiangmai in das neu gegründete Theologische Seminar gesandt. Er hat später viele Jahre hindurch die Gemeinde

aufgebaut und geleitet. Älteste wurden eingesetzt. Einige Männer gründeten eine Schule, die mit Hilfe der Gemeinde unterhalten wurde.

Es hat Rückschläge gegeben, Ereignisse, die Gemeinde und Schule stark erschütterten. Heute gibt es drei organisierte Gemeinden im Tal des Mälau. Die in Ba-Ngiu ist eine der größten in der Provinz Chiengrai. Die Schule, zur Realschule ausgebaut, erlebte nach manchem Auf und Ab einen großen Aufschwung. Durch Schule und Gemeinde wurde das Dorf und z. T. auch die nähere Umgebung geprägt. Etwa dreißig Männer und Frauen aus der Gemeinde sind heute als Lehrer tätig. Einige Christen wurden Pastoren und Ärzte, andere bekleiden öffentliche Ämter und wurden in das Provinz- und ins Landesparlament gewählt.

Die Gemeinde wird von Ältesten geleitet. Alles ist gut organisiert. Die Aufgaben sind verteilt. Man zählt über 500 Getaufte. Neben einigen alten bewährten Christen und etlichen, die in den letzten Jahren durch eine persönliche Entscheidung Christen wurden, ist die größere Zahl der Gemeindeangehörigen in christlichen Familien geboren, sie wurden als Kinder getauft. In manchen Familien gibt es schon in der vierten Generation Christen. Das hat zur Folge, daß die Gemeinde, die als christliche Minderheit in einer buddhistisch-animistischen*) Umgebung lebt, in mancher Hinsicht an den Typ der „volkskirchlichen“ Gemeinden in Deutschland erinnert.

Der Führung Gottes gewiß

Gehört ein „evangelikaler“ Missionar in eine solche Umgebung? Wir wissen um manche Fragen und Probleme, sehen eingefahrene Gleise, gute und weniger gute Traditionen.

*) Animismus: Glaube an die Beseeltheit der Natur und der Naturkräfte.

Wir bedauern manche Praktiken und vermissen oft eine biblische Gemeindegliederung. Wir erkennen Kompromisse, die eingegangen worden sind, und beugen uns darunter.

Aber wir sind uns doch der Führung Gottes in diese Gemeinden hinein gewiß. Wir sehen den Auftrag und freuen uns der vielen Möglichkeiten innerhalb der Gemeinde und Schule, wie auch der uneingeschränkten Chancen zur Mission unter Buddhisten und Animisten.

Zum Gottesdienst versammeln sich etwa 150 Erwachsene. Bei Besuchen in den Häusern der Christen begegnen wir vielen Nöten. Hier treffen wir auch Buddhisten, die sich in ihrer Religion leer und betrogen fühlen. Wir begegnen anderen, denen der Geisterdienst Besitz, Gesundheit, Friede und Hoffnung geraubt und stattdessen Angst und Verzweiflung gebracht hat. Sonntag für Sonntag versammeln wir uns in mehreren Häusern in verschiedenen Orten. In diesen Zusammenkünften schlägt das Herz der Gemeinde. Hier wird nach dem gefragt, was Not macht. Hier wird die Bibel aufgeschlagen. Hier hören auch Nichtchristen die Verkündigung. Hier bricht sich immer wieder einmal die hoffnungsvolle Frage Bahn: „Was muß ich tun, daß ich wiedergeboren werde?“

Bei besonderen Anlässen, wie Hauseinweihungen, Hochzeiten, Krankenbesuchen und Sterbefällen sind die Hütten und Häuser immer wieder offen für Christen und Nichtchristen, für uns Missionare und die Frohe Botschaft, die wir zu bringen haben. Es gibt Feste in der Gemeinde, besondere Veranstaltungen und missionarische Einsätze. Überall erklingt das Lied von Jesu Sieg und Macht. Im Tauf- und Konfirmandenunterricht und in Bibelstunden gibt es Gelegenheit zu klarer biblischer Unterweisung. Unser Haus erlebt kaum einen Tag ohne Besucher. Täglich treffen wir die Lehrer der Schule. Sonntagsschulhelfer bereiten sich gemeinsam unter unserer Anleitung auf ihren Dienst in den Gruppen vor. An langen kalten Abenden am offenen Feuer

brauchen junge Leute oft einen Anlauf bis fast um Mitternacht, bis sie herausrücken mit ihrer Not.

In der Schule wird täglich vor dem Unterricht eine Andacht gehalten. Weihnachten und andere Anlässe sind Höhepunkte, wo im großen Versammlungsraum die Botschaft des Lichts, der Erlösung, der Hoffnung bezeugt und auch bildhaft dargestellt wird. Neben Kindern aus christlichen Familien haben wir bis zu 200 Kinder aus buddhistischen Häusern. Diese tragen die Lieder, die sie lernen, und die Botschaft des Heils, die sie hören, in ihre jesusfremde Umgebung. Sportfeste und andere Veranstaltungen, an denen sich viele Schulen beteiligen, bringen uns in viele Dörfer und führen uns mit vielen nichtchristlichen Lehrern zusammen. Diese interessiert es, was wir glauben und lehren. Wie gern sagen wir ihnen, daß Jesus Christus gekommen ist, Sünder selig zu machen!

Zeichen des Sieges

Unsere Arbeit in den „volkskirchlich“ geprägten Gemeinden geschieht oft unter ungünstigen Voraussetzungen. Jesu Sieg wird dennoch offenbar.

Bewegt und dankbar sehe ich, wie eine Frau nach einem Gottesdienst auf ihrem Grundstück mit einigen Ältesten Geisterhäuschen niederreißt und zerstört.

Ein Buddhist, der „nie jemand getötet“ hat, keinen „Jesus als Helfer“ brauchte und seine „guten Werke für ausreichend“ hielt, hört die Botschaft, liest die Bibel, fragt nach dem Heil seiner Seele, bekennt Schuld und Sünde und erfährt die befreiende Tat Jesu.

Ein „geborener Christ“ erkennt unter dem Wort, daß es mit seinem traditionellen Christsein nicht weit her ist. Er öffnet sein Leben dem Wirken des Geistes und ist jetzt ein fröhlicher Bekenner der Gnade.

Nach einem bewegten Leben in Bindungen und Süchten, enttäuscht vom Buddhismus und von den Geisteropfern, findet ein Mann durch die Gnade Jesu zum Frieden mit Gott.

Ein junges Mädchen, seelisch und körperlich geplagt, in die Macht der Geister verstrickt, erfährt die befreiende, heilende Macht des Blutes Jesu.

Ein Ältester, erfahren und gereift in einem Leben der Nachfolge, lehrt, ermahnt und leitet verantwortlich in der Gemeinde.

Während einer Evangelisation versammeln sich einige Christen ohne unsere Anregung am frühen Morgen zum Gebet in der Kirche.

Eine über 90 Jahre alte Frau, blind, schwach und gebrechlich, aber stark und bewährt im Glauben, ist eine eifrige, treue Beterin in der Gemeinde.

„Volkskirchlicher“ Gemeindedienst auf dem Missionsfeld, erschwert und belastet mit viel Überkommenem, oft zäh und träge in der Entwicklung, aber doch bestätigt und gekrönt durch geistgewirkte Frucht zur Ehre und Verherrlichung unseres Gottes — auch das ist ein Arbeitsfeld für einen „evangelikalen“ Missionar.

Johannes Brand
Marburger Mission

AUF DEM „DACH DER WELT“

Wie Gott eine Tür nach Nepal auftat

16 Jahre Wartezeit an der Grenze

Nepal liegt zwischen Indien und Tibet (das heute zu China gehört). Es ist das Land der Berge und Götter. Im Süden erstreckt sich der Urwald von Westen nach Osten. Die Mittelgebirgslandschaft, die bis zu 3000 Metern ansteigt, ist am meisten bevölkert. Im Norden bildet das Himalajamassiv die Landesgrenze.

Die majestätischen, schneebedeckten Achttausender des Himalaja haben Nepal den Namen „Dach der Welt“ gegeben. Zu jeder Tages- und Nachtzeit und im Wechsel der Jahreszeiten zeigen die Berge sich von einer anderen, unbeschreiblich schönen Seite. Morgens glitzern sie im Schein der aufgehenden Sonne, am Tagesende sind sie ins Rot der Abendsonne getaucht. In den kalten Wintermonaten, wenn sie der Neuschnee bedeckt, scheinen sie greifbar nahe zu sein. In der Monsunzeit dagegen halten sich die grauen Berge oft hinter einer Nebelwand versteckt. Aber immer stehen sie fest und unbeweglich: Zeichen und Hinweise auf die Treue Gottes, die niemals wankt über seinem Volk.

Nepal hat jetzt zwölf Millionen Einwohner. Das Land ist voll von romantischer, bezaubernder Schönheit: mit seinen Rhododendronwäldern, den vielen Orchideen, der Vielfalt seiner Schmetterlings- und Vogelarten. Die Menschen scheinen fröhlich, aufgeschlossen und unbefangen zu sein. Und doch sind Dunkel, Furcht und Hoffnungslosigkeit überall verbreitet.

Nepal war bis zum Jahre 1952 für die Außenwelt fast völlig verschlossen. Gegen Ende dieses Jahres öffnete Gott die Tür, und die ersten Missionare konnten einreisen. Sie

hatten 16 Jahre auf indischem Boden nahe an der nepalesischen Grenze gearbeitet, gewartet und gebetet. Zu diesem Team gehörten nicht nur Europäer, sondern auch nepalesische Christen, die in Darjeeling in Indien gewohnt hatten. Außerhalb der Grenzen gab es also schon eine Gemeinde Jesu unter Nepalesen, ehe mit der Missionsarbeit im Lande selber begonnen wurde.

„Es steht geschrieben!“

Die Staatsreligion in Nepal ist der Hinduismus. Dieser ist durch die vom Süden eingewanderten Inder und durch die aus dem Norden kommenden Tibetaner stark vom Buddhismus beeinflußt worden. Etwa 5% der Bevölkerung bekennt sich zum Islam. Es besteht keine Religionsfreiheit. Der Übertritt vom Hinduismus zu einer anderen Religion — nicht nur zum Christentum — kann mit einer Geld- oder Gefängnisstrafe belegt werden. Missionsarbeit im eigentlichen Sinn ist also nicht erlaubt. Doch ist Ausländern eine soziale und medizinische Tätigkeit gestattet. Die damit sich verbindenden missionarischen Möglichkeiten gilt es behutsam und geduldig zu nützen.

Die Ausländer waren Pioniermissionare, als sie außerhalb des Landes mit Nepalesen zusammentrafen und ihnen das Evangelium brachten. In Nepal selber sind Einheimische die eigentlichen Missionare. Es ist zwar auch für sie verboten und nicht ungefährlich, Hindus aus ihrer angestammten Religion zu Christus zu führen. Doch werden die staatlichen Verbote nicht immer und nicht überall streng überwacht. Es gibt inzwischen hin und her einheimische Pastoren und Gemeinden. Es lebt in ihnen ein starker evangelistischer Eifer. Sie möchten in ihrer Freude am Herrn das ganze Land mit dem Evangelium erfüllen.

Im Gemeindeleben, auf Konferenzen und Tagungen fällt

folgendes auf: Man sucht nicht nach neuen Methoden und Ideen, um die Menschen anzuziehen und zu fesseln. Sondern man hat ein großes Vertrauen zum Wort Gottes. „Es steht geschrieben!“ — das ist maßgebend. Die nepalesischen Christen können, ohne sich zu langweilen, zwei bis drei Stunden lang während eines Gottesdienstes singen, beten und sich „nur“ mit der Bibel beschäftigen. Man spürt ihnen die Freude an Gott und an der Gemeinschaft untereinander an. Es geht ihnen um Jesus Christus, der Heil hat für Leib und Seele, für den g a n z e n Menschen.

Die Sprache des Landes, das Nepali, hat sich in den letzten Jahren so verändert und der Wortschatz hat sich so erweitert, daß es für die jüngere Generation fast unmöglich ist, die alte nepalesische Bibel noch zu verstehen. Die Bibel ist vor vielen Jahren in Indien aus dem Hindi in das Nepali übersetzt worden — noch ehe das Evangelium im Lande selbst verkündigt wurde. In moderner Sprache stehen uns jetzt schon das Neue Testament mit den Psalmen, die fünf Bücher Mose und das Buch Josua zur Verfügung.

Der Bedarf an christlicher Literatur ist anhaltend groß, obwohl eine Reihe von evangelistischen Schriften und Büchern vorhanden sind. Es fehlt aber hilfreiches weiterführendes Lesegut. Die Jugend ist lern- und wißbegierig und sehr offen für alle Literatur, die man ihr anbietet. Da sich andere ideologische Einflüsse immer mehr bemerkbar machen (nicht in der Öffentlichkeit, da wie jede andere Religion auch der Kommunismus offiziell verboten ist), ist es sehr wichtig, daß wir als Christen mit unserem Literaturangebot nicht hinterherhinken.

Gott liebt durch uns

Bei den einschränkenden Bedingungen für unsere Arbeit steht die Frage vor uns: Treiben wir nicht nur Entwicklungs-

hilfe? Sollen wir am Ende uns damit begnügen? Nein! Denn wenn der Beitrag unserer praktischen Hilfe an die Stelle des Missionsauftrags tritt, dann haben wir unsere Berufung mißverstanden. Kampf gegen das Leiden durch Hygiene, Ernährung, Medizin, Technik, wissenschaftliche Forschung und Fortschritte allein kann niemals genügen. Weil die Sünde die tiefste Quelle des Leidens und des Wirrwarrs in der Welt ist, muß unser Kampf gegen das Leiden immer die Botschaft der Versöhnung einschließen.

Mission und Diakonie gehören zusammen und müssen — auch in den erschwerten Verhältnissen von Nepal — zusammen gelebt werden. Beide Begriffe gehören nicht der Vergangenheit an, sind nicht negativ und konservativ zu verstehen. Gott liebt diese Welt. Er ist um sie besorgt, und er will sie durch uns lieben. Meine Welt ist da, wo ich augenblicklich stehe, wo ein Mensch neben mir auf einen Liebesbeweis wartet. Unser Zeugnis ist nur glaubwürdig und überzeugt andere, wenn Wort und Tat sich decken. Das Wort will immer im Leben konkret werden.

Oft belastet es mich, wenn ich nach einem ausgefüllten Tag empfinde: Ich habe nur gearbeitet. Nicht immer bietet sich die Gelegenheit, um mit Worten zu bekennen, was man glaubt. In solchen Lagen hat Gott mich schon oft getröstet: Jedes Mal, wenn ich einem Menschen begegne, wenn ich an ein Krankenbett trete, wenn ich mit einem Mitarbeiter rede, bringe ich die Nähe Gottes, begegnet Gott selber diesem Menschen, weil Christus in mir wohnt. Kann das ohne Wirkung bleiben, wenn 35 Angestellte in unserem Krankenhaus Jesus Christus als ihren persönlichen Herrn kennen?

80 % der Bevölkerung in Nepal lebt in Dörfern. Auch viele Christen wohnen allein oder in kleinen Gruppen verstreut in den Bergen und Tälern. Wir dürfen uns deshalb nicht nur auf Krankenhaus-, Schul- und Gemeindefarbeit in den größeren Orten beschränken. Gott hat vielen Christen die

Notwendigkeit und Dringlichkeit aufs Herz gelegt, die zahlreichen Dörfer zu evangelisieren. So hat z. B. Resham Raj, ein junger Mann, seine gute Stellung bei der Regierung aufgegeben, um ganz für solchen Dienst frei zu sein.

Wir ausländischen Missionare möchten unseren nepalesischen Brüdern und Schwestern in all ihren großen Möglichkeiten und Schwierigkeiten als Helfer, Berater und Freunde zur Seite stehen.

Irmgard Pitzke
Missionshaus Bibelschule Wiedenest

CHRISTLICHE LITERATURARBEIT IN PAKISTAN

Schwierigkeiten und Möglichkeiten

Die Achtung der Moslems vor dem geschriebenen Wort

Großer Menschaufbruch — aufgeregte Diskussion — erhitzte Gemüter. Was ist geschehen? Ein Missionar versucht, in gebrochenem Urdu (der pakistanischen Staatssprache), Zeugnis abzulegen von seinem Herrn. Er kommt aber jetzt kaum noch zu Wort. Er findet es sogar schwer, rein sprachlich den Argumenten seiner aufgeregten Gesprächspartner zu folgen. Niedergeschlagen zieht er sich zurück.

Das nächste Mal macht er es anders. Er geht im Bazar von Laden zu Laden und bietet christliche Schriften an. Diesmal geht es besser: kein Aufruf von Menschen, wenig unfruchtbare Diskussionen; vielmehr kann er eine ganze Reihe von Schriften verkaufen.

Die Schriften, in gutem Urdu geschrieben, werden in der Stille gelesen. Der Leser muß nicht — wie es die Öffentlichkeit erfordert — das Gesicht eines guten Moslems wahren. Er wird nicht abspenstig gemacht von aufgeregten Nachbarn. Dinge, die er nicht versteht, liest er nochmals. Schließlich bewahrt er die Schrift sorgfältig auf, denn Moslems achten das geschriebene Wort.

Literatur ist somit ein unerläßliches Mittel in der Verkündigung des Evangeliums unter Moslems.

Wir müssen beweglich sein

Das „Masihi Isha'at Khana“ (zu deutsch: Christliches Verlagshaus) entstand 1947, im Gründungsjahr des islamischen Staates Pakistan. Der Verlag verdankt seine Entstehung

nicht der Entscheidung irgendeines Missionskomitees, sondern dem missionsstrategischen Blick eines einzelnen englischen Missionars, Mr. Dennis Clark. Durch die Teilung des indischen Subkontinents in zwei Staaten, nämlich Indien und Pakistan, verstärkte sich damals die Dringlichkeit eines evangelikal ausgerichteten Verlags. Außer der MIK (Abkürzung von „Masihi Isha'at Khana) besteht in West-Pakistan nur noch das Verlagshaus „Punjab Religious Book Society“ (PRBS). Dieses Verlagshaus ist der literarische Arm der Kirchen, die dem Weltkirchenrat angeschlossen sind.

Da Pakistan auf religiöser Basis als islamischer Staat entstand, war die Anfangszeit durch religiösen Fanatismus gekennzeichnet. Dies ging soweit, daß die Druckereien sich weigerten, christliche Literatur zu drucken. Deshalb bemühte man sich, dem Verlag eine Druckerei anzugliedern. Es wurden im Laufe der Zeit einige Maschinen gekauft, und weitere Mitarbeiter kamen hinzu. Die Druckerei wurde aber mehr eine Belastung als eine Hilfe. Als der anfängliche Fanatismus der Bevölkerung sich allmählich legte, wurde es nach einigen Jahren möglich, die Maschinen wieder zu verkaufen. Wohl dem Missionar und der Missionsgesellschaft, die nicht darauf bestehen, etwas unbedingt weiterzumachen, nur weil es einmal begonnen wurde! Anpassungsfähigkeit an veränderte Situationen ist auf dem Missionsfeld von höchster Bedeutung.

Bald nach den Anfängen wurde eine Treuhandgesellschaft gebildet. Diese gab dem Verlag nicht nur eine feste Rechtsgrundlage, sondern ermöglichte es, seine Basis zu verbreitern. Ein Missionsverlag kann keine Fortschritte machen, wenn er ein Winkeldasein führt. Aus dieser Erkenntnis heraus wurden bibelgläubige Pakistaner und Missionare verschiedener Kirchen und Missionsgruppen in den Vertrauensrat der Gesellschaft gewählt. Aber nicht die Gemeindegliederung bestimmte in erster Linie die Wahl, sondern das persönliche Zeugnis dieser Männer.

Wir vertreten eine biblisch klar ausgerichtete Überzeugung und versuchen, dies in der Wahl unserer Manuskripte zum Ausdruck zu bringen. Wir bemühen uns aber auch, den Streit mit den nicht evangelikal Gruppen zu vermeiden. Unser Ziel ist, einen möglichst großen Leserkreis zu erreichen.

Um bei der Wahl der Manuskripte Einseitigkeit und Bevorzugung von „Lieblingsthemen“ zu vermeiden, wurde vor einigen Jahren ein Komitee gebildet, dessen einzige Aufgabe es ist, bei der Wahl des Materials behilflich zu sein. Wir bemühen uns darum, ein möglichst ausgeglichenes Programm durchzuführen. Was die Moslems betrifft, so ist es uns ein großes Anliegen, Schriften herzustellen, die ihnen die Botschaft des Evangeliums in positiver und verständnisvoller Weise darlegen. Damit meinen wir eine Darlegung, die auf die Nöte des Menschen in seiner islamischen Welt eingeht, also den Menschen sieht und nicht einfach Apologetik bietet. Als kleine christliche Minderheit sind wir ständig in der Gefahr, in eine Abwehrstellung zu geraten, die uns aus der Aktion in die Reaktion drängt.

Nicht nur Anleihen aus dem „Westen“

Wir werden unserer Aufgabe nicht gerecht, wenn wir lediglich „westliche“ Literatur übersetzen und veröffentlichen. Diese Bücher wurden für eine Leserschaft geschrieben, die in einer ganz anderen religiösen und kulturellen Umwelt lebt, also auch anders denkt.

Ein Beispiel: Ein Buch über die Wahl des Lebenspartners muß in Deutschland sich an junge Menschen wenden und auf Fragen eingehen, die junge Leute beschäftigen und ihr Verhalten bestimmen. In Pakistan dagegen muß ein solches Buch an die Eltern heiratsfähiger Kinder gerichtet sein, denn Partnerwahl ist sowohl bei Moslems als auch bei Chri-

sten Aufgabe der Eltern. Darum muß ein solches Buch den Eltern Hilfe bieten. Auch geistliche Nöte sind hier im Osten oft ganz anders gelagert als im Westen. Daraus folgt die Notwendigkeit, einheimische Schriftsteller zu finden.

Das ist allerdings leichter gesagt als getan. In Pakistan, einem Land mit nur 1,8% Christen, von denen die meisten Analphabeten sind, ist die Zahl der Schriftsteller äußerst gering. Angesichts dieser Not fällt dem Missionar hier eine besondere Aufgabe zu. Bleibt auch der einheimische Schriftsteller das Ideal, so ist die schriftstellerische Arbeit der Missionare doch von großem Wert. Denn der Missionar ist bis zu einem gewissen Grad mit den religiösen und kulturellen Gegebenheiten des Landes vertraut. Er kennt seine Leser und kann von daher in Form und Inhalt manches schaffen, was die Situation des Lesers trifft und zu ihm in verständlicher Weise spricht. Wo immer sich unter Missionaren schriftstellerische Talente zeigen, sollten sie gefördert und, wenn nötig, für diese Arbeit freigestellt werden. Doch bleiben für Ausländer Grenzen zur Gefühlswelt und Denkweise der Einheimischen.

Unsere Erfahrung zeigt, daß der Missionar auch einen sehr guten Dienst tun kann, indem er Einheimische beim Schreiben anleitet. Auch im Westen wären viele Bücher ohne die Hilfe anderer nie erschienen. Es kann aber auch nicht völlig auf Übersetzungen wichtiger westlicher Bücher verzichtet werden. Allerdings müssen diese Werke in Zusammenarbeit mit einheimischen Mitarbeitern den Bedürfnissen unserer Leserschaft angepaßt werden.

Ist das Manuskript druckreif, wird es unseren Kalligraphen (Schönschreibern) gegeben. Unsere Schriften werden alle mit der Hand geschrieben. Dieser handgeschriebene Text wird dann gedruckt. Es gibt zwar schon Urdu-Schreibmaschinen, aber der Mann auf der Straße kann diese Schrift nicht gut lesen. Aus diesem Grunde werden sogar die Tageszeitungen noch mit der Hand geschrieben.

Wie steht es mit dem Absatz?

Jedes Verlagshaus steht und fällt mit der Frage des Absatzes. Leider haben wir hier die größten Probleme. Viele Umstände erschweren den Vertrieb. Da wir in einer sehr konservativen islamischen Umgebung leben, können wir Moslems nur mit einem Teil unserer Schriften erreichen. Dies sind vor allem rein evangelistische Schriften und bestimmte christliche Erzählungen. Und da von den Christen nur ein kleiner Prozentsatz lesen kann, ist die in Frage kommende Leserschaft klein. Dazu kommt noch, daß unter Christen die Lesefreudigkeit sehr gering ist.

Natürlich tut der mangelnde Wohlstand das Seine, um unsere Freunde vom Lesen abzuhalten. Obwohl wir uns sehr bemühen, die Preise so niedrig wie möglich zu halten, reicht der Lohn doch oft nicht, um noch etwas für Bücher auszugeben. Andererseits trägt auch eine falsche Erziehung dazu bei, daß man für Bücher kein Geld ausgeben will. In vergangenen Jahren hat der Missionar in seinem Eifer, zu helfen, oft selbst die Bücher gekauft und dann verschenkt.

Diese ganze Lage wirft natürlich manche Fragen auf, zum Beispiel: Sind unsere Bücher anziehend gestaltet? Ist das Sprachniveau nicht zu hoch? Sind die Bücher interessant geschrieben? Ist der Inhalt wirklichkeitsnah und bietet er Hilfe für das tägliche Leben? Tun wir alles, um für die Bücher Interesse zu wecken und neue Leser zu erreichen?

Die Probleme, die hier angeschnitten wurden, die mindestens teilweise auch auf andere Missionsländer zutreffen, können nicht einfach durch eine größere finanzielle Beteiligung der Heimat gelöst werden. Sie erfordern vielmehr Menschen: junge Fachleute, die bereit sind, ihre gesicherte Laufbahn aufzugeben, um sich diesen Aufgaben und Problemen auf dem Missionsfeld zu stellen.

Heinrich Becht

Missionshaus Bibelschule Wiedenest

WAR ES DIE STUNDE FÜR CHRIS?

Aus dem Leben eines Mischlings in Johannesburg

„Der Polizei liefere ich mich nicht aus!“

Im südafrikanischen Johannesburg leben über eine Million Menschen: Weiße, Bantus (Eingeborene), Mischlinge, Malayen und Inder. Chris war einer von ihnen. Er wohnte in einem berüchtigten Stadtteil. Menschen, die einen „soliden Lebenswandel“ schätzen, halten sich dort nicht auf.

Der Vater war ein lebensuntüchtiger Schwächling. Die robuste Mutter hatte zehn Kinder durchzubringen. Sie mußte acht Stunden in der Fabrik arbeiten. Dafür gab es Essen. Aber wo blieb die Liebe?

Chris schämte sich seiner Familie. Sein Selbstbewußtsein versuchte er als stolzes Mitglied der „Wikinger“ zu heben — einer „Gang“, die Furcht nicht kannte. Bald konnte er mit dem Messer besser umgehen als mit dem Federhalter. Ich kannte ihn noch aus der Zeit, wo er einen Bibelklub in der Schule besucht hatte, und dachte, er müsse einmal ohne die andern, ohne die Meute sein. So lud ich ihn zu einem Jugendlager in den Bergen von Natal ein. Und wirklich, er kam!

Nun fuhren wir wieder nach Hause. Chris saß nachdenklich neben mir im Auto. Eigentlich war er nachdenklich seit jenem einen Abend, als wir in einem alten, halb zerfallenen Farmhaus zusammensaßen und sangen. Chris stand draußen und lehnte sich durch das offene Fenster in den Raum. Er hatte seinen Kopf auf beide Hände gestützt, und sein Blick ging verloren in die Ferne. Schon dreimal hatte er vorgeschlagen, das Lied zu singen: „Do Lord, o do Lord, o do remember me (O Herr, o Herr, erinnere dich meiner)!“ Er selber sang nicht mit.

Jetzt im Auto hatte er wieder denselben Blick. Zwei Stunden redeten wir schon miteinander. Da fragte er auf einmal: „Können wir etwas miteinander besprechen?“ Was wollte er jetzt? Er fuhr fort: „Wenn ich nach Hause komme, wird wohl die Polizei auf mich warten.“ Als ich mich nicht sehr beeindruckt zeigte, fuhr er fort: „Unsere Gang (Bande) liegt in Fehde mit einer anderen. Wir schnappten einen davon, und im Kampf stach ich zu. Ein anderer warf noch einen Mauerstein . . . er war tot, als er ins Krankenhaus eingeliefert wurde.“ Erregt stieß er hervor: „Sie können alles von mir verlangen. Aber der Polizei liefere ich mich nicht aus! Nein, das kann ich nicht, das tue ich nicht, das kommt nicht in Frage!“

Da gab es wenig zu helfen. Es kann sich doch keiner bekehren, ohne daß er sich zu seiner Schuld bekennt, ohne daß er den Willen hat, auch vor Menschen in Ordnung zu bringen, was er in der Gottesferne getan hat. Eine echt von Gott her empfangene Vergebung schließt das ein.

„Warum kommen Sie auf eigene Faust zu uns?“

Zehn Tage später wurde ich ins Gefängnis gerufen. Ich konnte kaum mit Chris allein sprechen. Von dem Mord, den er mir bekannt hatte, wußte niemand etwas. Jetzt saß er wegen versuchten Mordes! Bald klärte sich das Bild: In einer großen Halle war Tanz gewesen. Chris mit seinen fünf Leuten war dabei. Es geht da immer rauh zu. Nach einer Anrempelung schlug ein Amateurboxer den kleinen Chris stark an. Solly, ein Kamerad, warf ihm eine Pistole zu: 6,35 Automatik. Geschickt fing Chris sie auf und drückte ab . . . aber der Schuß ging nicht los. Auf der Flucht durch das wilde Chaos stellte er fest, daß die Waffe gesichert war. Den Hebel herum! Zwei Schüsse peitschten durch die Nacht. In die Luft.

Der Streifenwagen der Polizei, der gerade vorbeifuhr, stoppte. Chris und sein Freund Deintjies mußten — in Handschellen — mit. Verhöre. Die Pistole war weg.

Der Staatsanwalt lehnt auch mir gegenüber eine Freilassung von Chris gegen eine Bürgschaft ab, solange die Pistole nicht da ist. Ich muß sie finden. Und tatsächlich komme ich auf die Spur der Bande. Ich tauche bei Charley, einem Mohammedaner, auf. Zögernd läßt er mich herein. Ich sage zu ihm: „Du mußt Chris helfen. Gib mir das Ding!“ Er beteuert, er wisse von nichts. Ich bleibe hartnäckig: „Ich gehe nicht, bevor ich das Ding habe!“ Charley windet sich noch eine Zeitlang: „Ich habe die Pistole wirklich nicht.“ Dann aber gibt er auf: „Kommen Sie mit!“

Wir fahren durch holprige Straßen. Elendsbaracken auf beiden Seiten. „Warten Sie einen Augenblick!“ Nach fünf Minuten kommt Charley mit einem andern Jungen. Dessen Gesicht ist geschwollen. Er hat auf dem Tanzvergnügen seine Vorderzähne verloren. Es ist Solly. Er ist unsicher und verlegen. Nun sitzt er mit uns im Auto. Auch er ist Mohammedaner. Er will wissen: „Warum kommen Sie auf eigene Faust zu uns? Das ist doch nicht ungefährlich!“ Ich erzähle den beiden, daß Chris mein Freund ist. Sie staunen: Ein Weißer und ein Mischling Freunde? Ich sage ihnen, daß Chris Hilfe braucht und daß auch sie Hilfe brauchen. Nicht nur Hilfe vor der Polizei. Wirkliche, entscheidende Hilfe, die ihrem Leben einen Sinn gibt. Und daß diese Hilfe nur von Jesus Christus kommen kann.

Es kommen viele Fragen auf. Jetzt werde ich verhört! Und endlich kommt auch der Vertrauensbeweis von der anderen Seite. Fast feierlich übergibt mir Solly die Pistole. Auf ihren Wunsch hin verspreche ich den beiden jedoch, den Fund weder der Polizei zu melden noch abzuliefern.

„Ich bin so schwach“

Noch ehe es zu Verhandlungen kam, wurden Chris und Deintjies entlassen. Der Kläger, der Boxer, hatte selber keine saubere Weste. Auf einen Tip hin zog er die Klage zurück.

Es war wieder Donnerstagabend geworden. Wir saßen bei Bernhard im Zimmer. Das taten wir jetzt jeden Donnerstag. Wir saßen um die Bibel zusammen. Alles war den Jungen neu. Sie hörten von dem wahren Leben, der tiefen Freude, der lebendigen Hoffnung, die uns Christus gibt. Sie hörten, daß wir alle einmal vor dem lebendigen Gott über unser Leben zur Verantwortung gezogen werden und daß wir dann nur bestehen können, wenn ein anderer für uns eintritt, der unsere Schuld auf sich nimmt und unsere Strafe trägt. Dieser eine muß selbst ohne Sünde sein. Es gibt diesen einen: Jesus Christus.

Deintjies entschied sich für Jesus. Auch Viktor. Die anderen wollten es sich noch überlegen. Und Chris? Er hat sich sichtbar gebessert. Ich glaube nicht, daß er noch einmal jemanden tötet. Aber entschieden war er nicht.

Es sind Jahre vergangen. Wir haben wieder ein Jugendlager. „Chris, kommst du mit?“ frage ich. „Ja, aber ich habe kein Geld, keine Arbeit.“ „Das macht nichts, wir nehmen dich auch so mit.“ Und dann sitzt Chris eine Woche vor der Abfahrt wieder im Gefängnis. Er hat die Alimente nicht bezahlt. Doch wir haben Beziehungen zum Gefängnis. Man vertraut uns. Chris bekommt Urlaub aus dem „Knast“.

Nun hört er es wieder: „Chris, Jesus liebt dich, so wie du bist — trotz allem.“ Kann er es nicht erfassen? Am letzten Tag sitzen wir froh am Lagerfeuer. Viele erzählen, was Gott an ihnen getan hat. Er hat ihnen seine Gnade zugewandt. Sie können sie nicht begreifen. Aber sie können sie annehmen — als Geschenk — unverdient. Auf einmal steht Chris auf. Alle sehen auf ihn. Er weiß nicht, wo er seine

Hände lassen soll. Und dann beginnt er mit einer ungeschickten Schulterbewegung: „Ihr wißt es sicher alle. Ich komme direkt aus dem Gefängnis ins Lager. Ich muß auch wieder dorthin zurück. Immer, wenn ich in Schwierigkeiten bin, helft ihr mir. Ich möchte auch so sein wie ihr. So glücklich. Vielleicht denkt ihr, ich bin verkommen. Aber ich bin schwach. Ich bin so schwach. Ich habe Jesus auch lieb. Bitte, betet für mich!“ In seinen Augen stehen die Tränen. Es ist ihm peinlich.

War das die Stunde Gottes für Chris? War ihm das Licht aufgegangen? Hatte er sich entschieden? Ich kann die letzte Antwort nicht geben. Wenige Tage später flog unser Flugzeug und brachte uns nach Deutschland. Und dort bange, warte, hoffe und bete ich weiter für Chris. Und vertraue dem Herrn, daß er auch mit Chris zurechtkommt.

Gerhard Nehls
Deutsche Missionsgemeinschaft

AFRIKA — CHRISTUS ODER CHAOS?

Weg und Auftrag der Dorothea-Mission

„Hat Gott Anspruch auf mein Leben?“

In Südafrika entstand im Jahre 1942 die Dorothea-Mission, eine Pioniermission unter den Eingeborenenmassen, die einen wichtigen Teil des „modernen Afrikas“ bilden. Sie leben in den sogenannten „Lokationen“ rings um die Groß- und Industriestädte herum.

Sitz der Dorothea-Mission ist die Landeshauptstadt Pretoria. Die Mission arbeitet von Kapstadt bis Sambia und greift über auf Kenia. Ihr Gründer, Hans von Staden, leitet sie bis heute. Sein Vater wanderte 1883 von Norddeutschland in den Oranjerestaat aus. Seine Mutter Dorothea, aus der Familie des Missionspioniers der Berliner Mission Guldenpfennig in Natal, gab der Mission den Namen. „DOROTHEA“ — „GOTTES GABE“ will die Mission für die verlorenen Scharen Afrikas sein. Das ist ihr Name und Ziel.

Hans von Staden war Naturwissenschaftler. Er studierte mit Leidenschaft. Seine Lehrer an der Universität Stellenbosch in der Nähe von Kapstadt sagten ihm eine glänzende akademische Laufbahn voraus. Da griff Gott ein.

Staden war auf dem besten Wege, Atheist zu werden; er selbst merkte es nicht. Aber die Mutter flehte für ihn zu Gott, und er erhörte sie. Der Sohn begann sich zu fragen, ob Gott nicht doch eine Wirklichkeit sei und ob er nicht sogar Anspruch auf sein, des Studenten Hans von Staden, Leben habe. Eines Abends wurde er dessen persönlich gewiß. Alles wurde klar und blieb klar; nie wieder zweifelte er an der Existenz des Allerhöchsten. IHM legte er die geliebten Naturwissenschaften auf den Altar. Sein Leben übergab er Ihm für immer.

Hans von Staden evangelisierte unter den Weißen, zuerst in Südafrika und Rhodesien, von 1931 an in Ostafrika. Er besuchte die entfernt Wohnenden unter wiederholtem Einsatz seines Lebens auf allerschwersten Reisen.

In Lettie Prinsloo, einem Hugenottensproß, gab Gott ihm 1933 nicht nur die Lebensgefährtin, sondern seine beste Mitarbeiterin. Die beiden hatten sich während der Studentenzeit in Stellenbosch kennengelernt. Christus verband sie. Jeder suchte seinen Weg im Dienst des Herrn; er aber führte sie zueinander, und nun gingen sie gemeinsam für ihn in die Länder Ost- und Zentralafrikas, um schließlich wieder unter den Weißen Südafrikas zu arbeiten.

Der Ruf in die Lokationen

Staden liebt den frühen Tagesanbruch. Im Februar 1942 liest er eines Morgens draußen die Bibel. Die Gegenwart Gottes wird ihm bewußt. Er empfängt den Auftrag, von nun an Gott unter den verlorenen Scharen in den großen Lokationen zu dienen. Als Staden sich von den Knien erhob, war er ein neuer Mensch mit einem neuen Ruf auf einen neuen Weg! Seine tapfere Frau trat augenblicklich neben ihn. Die Dorothea-Mission war geboren.

Lokationen gibt es seit etwa dreihundert Jahren. Zuerst waren es kleine Eingeborenensiedlungen in der Nähe der Farmen der Weißen, die Arbeit und Brot gaben. In dem Maße, wie das Land industrialisiert wurde, wuchsen die Lokationen. Besonders am Rande der Goldstadt Johannesburg siedelten sich die Afrikaner zu Tausenden an. Ihr Zustrom erreichte in den Kriegsjahren seinen Höhepunkt, als viele neue Fabriken und Bergwerke eröffnet wurden. Die Lokationen der meisten Städte verdoppelten und vervielfältigten ihre Einwohnerzahl in Kürze, oder es entstanden fast über Nacht ganz neue Siedlungen. Es waren unvorstell-

bare Elendsviertel. Die Afrikaner störten sich wenig an den erschütternden Verhältnissen; ihr einziger Gedanke war Geldverdienen. Viele vertranken das Geld in kurzer Zeit. In diesen Elendsvierteln begann die Dorothea-Mission 1942 ihre Arbeit.

Im Laufe der Jahre hat die Regierung von Südafrika solide Wohnsiedlungen für die Afrikaner geschaffen. Noch vor zwei Jahrzehnten arbeitete die Dorothea-Mission fast ausschließlich in „Slums“; das ist heute ganz anders. Aber die in manchem verbesserten Lebensverhältnisse konnten ihre wirkliche Aufgabe nicht erleichtern. Ihr wahrer Kampf ist ja nicht gegen den äußeren Verfall gerichtet, sondern gegen den Zerfall der menschlichen Seele, gegen Sünde und Teufel, und es stellte sich bald heraus, daß der sich hebende Lebensstandard seine eigenen Versuchungen mit sich bringt. Noch entfaltet auch der Kommunismus seine Werbekraft unter den Massen. Die Anhänger des Islams hoffen auf eine große Ernte. Hier fallen für ganz Afrika wichtige Entscheidungen. Die Millionen, die den Busch verlassen haben und heute Schulter an Schulter mit den Weißen arbeiten und selbst die Zügel in die Hand nehmen, bilden das erwachte Afrika.

Dies trifft keineswegs nur auf die Republik von Südafrika zu, sondern im größeren oder kleineren Maße auf alle Länder des afrikanischen Erdteils. Auf diese „erwachten Massen“ sind die Augen der Welt gerichtet. Den Ruf, diese Millionen für Jesus Christus zu gewinnen, haben Hans und Lettie von Staden vernommen — sie und ihre inzwischen zahlreicher gewordenen schwarzen und weißen Mitarbeiter. Wie greifen sie dieses Riesenwerk an? Die Riesenernte mit den wenigen Arbeitern?

Mannschaftsmission — Gebetsmission — Glaubensmission

Die Evangelisations-Feldzüge sind der Kern der Arbeit der Dorothea-Mission. Sie werden von Mannschaften, „Teams“, durchgeführt. Brüderlich stehen Weiße und Schwarze nebeneinander in einem Team. Wochenlang arbeiten sie in einer Siedlung mit ihrem großen Zelt. Vormittags sucht man in Häusern und Hütten den einzelnen auf, nachmittags gibt es Freiversammlungen und Kinderstunden, und abends findet die Hauptversammlung im Zelt statt.

Die Dorothea-Mission ist sorgfältig auf eins bedacht: das alte Evangelium lauter und rein zu verkündigen. Sie weiß, daß nur das unverfälschte Wort Gottes die Kraft hat, „ewig selig zu machen“. Vor der fälschlich „moderne Theologie“ genannten verwirrten Philosophie hütet sie sich; denn mit ihr wäre sie gegenüber den ihr begegnenden Finsternismächten völlig machtlos. Shadrack Maloka, der schwarze Evangelist in Südafrika, sagte im Mai 1970 bei einem Besuch in Deutschland: „Ich danke Gott für das reine Evangelium, wie es auch Dr. Martin Luther verkündigt hat. Dieses Evangelium allein konnte mich aus meinem entsetzlichen, verlorenen Zustand dort im dunklen Afrika retten. Die ‚moderne Theologie‘ hätte das niemals geschafft.“ Er kam wirklich von der „untersten Sohle“, und heute werden buchstäblich Tausende von Gott durch diesen Mann gerettet.

Wir bezeugen, daß in den vergangenen fast 30 Jahren ungezählte Menschen in finsterner Umgebung durch die Verkündigung des Evangeliums in den Zelt-Feldzügen den Weg zu Jesus Christus, dem Herrn, gefunden haben.

Und wie arbeitet die Dorothea-Mission nach „innen“? Nach außen ist sie eine Gemeinschaftsmission von Schwarz und Weiß. Nach innen ist sie eine Gebetsmission. Wie ihr Leiter räumt sie der Stille vor Gott den ersten Platz ein. Am Anfang jedes Jahres steht die Gebetswoche aller schwarzen und weißen Mitarbeiter aus allen Ländern ihrer

Arbeit. Betend geht man in jedes Jahr, betend in jeden Tag. In unverbrüchlicher Bruderschaft von Schwarz und Weiß beten die Missionare auch in den stillen Stunden jedes Feldzugstages. Der ganze übrige Tag bleibt vom Gebet durchsetzt. Die Mission weiß, daß ihr ein Gott zur Seite steht, der das ernste Flehen seiner Knechte und Mägde erhört. Dr. Oswald Smith sagte der Dorothea-Mission 1961: „Das Seltsame ist nicht, daß Gott Gebete erhört; das Seltsame wäre, wenn er Gebete nicht erhörte.“ Gebetswochen, das geistliche Rückgrat der Dorothea-Mission, finden auch mehrmals jährlich in Deutschland statt.

Folgerichtig ist diese Gebetsmission eine Glaubensmission, wenn wir an die erheblichen Mittel der weitverzweigten Arbeit in mehreren Ländern denken. Gott sorgt für sie, oft in überwältigender, ja, bestürzender Weise! Hans von Staden und seine Brüder und Schwestern stehen auf dem gleichen Fundament, auf dem einst Hudson Taylor, Georg Müller und ihre Mitarbeiter nicht zuschanden geworden sind. Keine kirchlichen und keine staatlichen Quellen sind ihnen eröffnet. Aus Gottes eigener Hand leben sie Tag für Tag. Er bewegt Menschen zu Opfern, oft erstaunlichen Opfern.

Die Frage steht bedrängend im Raum: „Afrika — Christus oder Chaos?“ Daß die Antwort darauf: „Christus!“ heißen möge, ist das Ziel des Betens und Zeugens, Leidens und Kämpfens der Dorothea-Mission.

Ingrid Otto
Dorothea-Mission

VOM HEIDENDORF ZUR MISSIONSGEMEINDE

Die Geschichte eines Dorfes in Nord-Kamerun

Fahrt nach Méri

„Vorsicht, Auto!“ Der Warnruf des jungen Mannes neben mir läßt mich aus meinen Gedanken auffahren. Ich brems scharf ab und reiße den Wagen auf die rechte Seite. In vollem Tempo rast ein Lastwagen an uns vorüber und hüllt uns in eine dichte Staubwolke. Es ist das Marktauto, das wie üblich mit allen möglichen Waren voll beladen ist, und darauf sitzen, stehen und hängen dann noch über 50 Leute. Es ist immer gut, wenn man diese Autos rechtzeitig erkennt, denn oft geht zwar der Motor noch ganz gut, doch die Bremsen lassen zu wünschen übrig.

Wir sind auf der Fahrt von der Missionsstation Maroua-Djarengol nach Méri, einem Außenposten, etwa 50 km entfernt.

Kurz vor Méri führt die Straße steil hinunter in ein Flußbett. Es ist an dieser Stelle zementiert. Jetzt vermissen wir die Brücke nicht, doch in der Regenzeit, nach einem starken Gewitter, muß man hier oft Stunden, wenn nicht Tage warten, bis man mit dem Auto hindurch kann.

Méri ist Sitz eines „Unterpräfekten“, und wir sehen auch bald seine großartige Residenz auf einem Hügel. Außer einigen weiteren Verwaltungsgebäuden besteht der Ort fast nur aus runden Lehmhütten, die mit langem Gras gedeckt sind. In diesem Stil ist auch die kleine Kapelle am anderen Dorfeinde gebaut, die das Ziel unserer heutigen Fahrt ist.

Wir müssen uns bücken, um durch die niedrige Türöffnung in das Innere der Kapelle zu treten. Langsam gewöhnen sich unsere Augen an das Dunkel im Raum, denn es gibt nur einige kleine Fensterlöcher. In Reihen angeordnete Lehm-

mäuerchen auf beiden Seiten ersetzen die Kirchenbänke. Der Altar ist ein gewaltiger Block, aus Steinen und Lehm aufgeschichtet.

Langsam füllen sich die Bänke mit den Menschen, denen wir schon draußen die Hand geschüttelt haben. Vorne sitzen die Kinder, auf einer Seite die Frauen und auf der anderen die Männer, alles nach gut afrikanischer Sitte. Im ersten Jahr der Missionsarbeit in diesem Dorf waren es nur junge Männer gewesen, die zu den Gottesdiensten gekommen waren. Daß nun schon über 20 Frauen da sind, zeugt davon, daß das Evangelium langsam ganze Familien umwandelt.

Der afrikanische Evangelist übernimmt die Einleitung des Gottesdienstes, und während wir das erste Lied singen, wandern meine Gedanken zurück in die Anfänge der Arbeit in diesem Dorf.

Lot bei den Mofu

Diese Anfänge liegen nur einige Jahre zurück. Abgesehen von einigen Mohammedanern und einer Handvoll christlicher Regierungsbeamter lebten damals nur Heiden im Ort. Der größte Teil dieser Bevölkerung aus dem Mofu-Stamm wohnte auch nicht im Dorf selbst, sondern hinten im Tal und hoch oben in den Bergen. Das war so, seitdem vor langer Zeit die Mohammedaner in kriegerischen Raubzügen ins Land eingedrungen waren. Sie hatten Pferde und die besseren Waffen. Somit blieb den Heiden, die sich nicht unterwerfen wollten, nichts anderes übrig, als sich in die Berge zurückzuziehen, wo sie sich erfolgreich verteidigen konnten.

Hier fristeten sie nun ihr kümmerliches Dasein. Hauptnahrung war die Hirse, die sie in mühsam aufgeschichteten Terrassen an den Berghängen anpflanzten. Obwohl es in dieser Gegend manchmal nachts empfindlich kalt wird, tru-

gen sie fast keine Kleider. Die Sippen hielten streng zusammen, und überall wurde der Glaube der Vorväter praktiziert. Dies bedeutete, daß die Menschen unter einer ständigen Furcht vor bösen Geistern lebten und diese laufend durch Opfer von Hühnern, Ziegen und Nahrungsmitteln gnädig stimmen mußten. Manchmal, wenn eine Krankheit ausgebrochen war, sahen sie dies als eine Heimsuchung durch die verstorbenen Ahnen oder die Geister an. Dann gab es keine andere Möglichkeit, als die Hütten zu verlassen und sich an einer anderen Stelle neu anzusiedeln.

So ging es wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund, als eines Tages ein Weißer auftauchte und mit dem Häuptling verhandelte, um ein großes Stück Land am Rand des Dorfes zu kaufen: „Habt ihr gehört, sie wollen dort eine Hütte für einen jungen Mann bauen, der uns den Weg Gottes zeigen soll.“ Tatsächlich wurde der Missionar mit dem Häuptling auch handelseinig, und nach einigen Wochen standen dort zwei Rundhütten, in die Lot, ein Evangelist aus dem Matakam-Stamm, mit seiner Familie Einzug hielt.

Lot bebaute nun seine Felder, die er gepachtet hatte; doch abends und am Sonntag besuchte er ein Gehöft der Mofuleute um das andere. Die Unterhaltung wurde meist in der Sprache der Mohammedaner geführt, dem Fulfulde, das sowohl die Mofu als auch die Matakam ein wenig verstehen, da es die Handelssprache der Gegend ist. Man sprach über die Hirse, man sprach über den Regen, man sprach über die Gesundheit, doch immer wieder führte Lot das Gespräch auf die Frage nach Gott, Tod, ewigem Leben, Schuld und Vergebung. Die meisten waren zu sehr in ihren alten Gewohnheiten und Anschauungen verwurzelt, als daß sie dem, was Lot ihnen sagte, Glauben geschenkt hätten. Doch einige waren darunter, die interessierte es. Immer wieder trafen sie sich im Gehöft von Lot. Er las ihnen aus dem Neuen Testament vor und erklärte das Gelesene, so gut er konnte. Bald sangen sie auch zusammen die ersten Lieder, und oft

konnte man die Leute diese Melodien vor sich hinsummen hören, wenn sie irgendwo bei ihrer Arbeit waren.

Der erste entscheidende Einbruch in den Machtbereich Satans geschah, als sich einige junge Männer entschlossen, ihre Zauberbeutel zu verbrennen, allen Götzendienst aufzugeben und Jesus Christus, den Sohn Gottes, in ihr Leben aufzunehmen. Sie hatten begriffen, daß Jesus durch seinen Tod am Kreuz auch ihre Schuld bezahlt hatte und sie im Glauben dieses Geschenk der Erlösung annehmen durften. Natürlich war das eine Sensation im ganzen Mofu-Stamm.

Die kleine Schar der Christen wollte sich nun ein eigenes Gotteshaus bauen. Tagelang schleppten sie Steine, kneteten den Lehm, schlugen Stangen im Busch und schnitten Gras fürs Dach. Langsam ging die kleine Kapelle, die ein Zwischending zwischen rechteckig und rund war, ihrer Vollendung entgegen. Was für ein Fest war der erste Gottesdienst in dieser ihrer eigenen Kirche!

Die erste Taufe

Nachdem Lot einige Jahre seinen Dienst getan hatte, wurde er durch einen neuen Evangelisten in seiner schweren Aufgabe abgelöst. Etienne machte sich mit neuem Eifer und neuer Hingabe an die Arbeit. Immer wieder stieg er in die Berge hoch, um Kontakt mit den Menschen zu finden und ihnen den Weg zum Leben zu zeigen. Die Schar der Christen wuchs, doch auch der große Gegenspieler Gottes holte zu Schlägen aus.

Im Dorf wurde die neue Residenz des Unterpräfekten gebaut. Die Arbeiten dort ruhten auch am Sonntag nicht. Da die Bevölkerung zu Handlangerdiensten gezwungen wurde, kam es zu Spannungen, weil die Christen am Sonntag nicht arbeiten, sondern den Gottesdienst besuchen wollten. Einzelne von ihnen wurden ins Gefängnis gesteckt.

Die Mohammedaner besetzten immer mehr die wichtigen Posten in den Regierungsstellen, und so wuchs ihr Einfluß ständig. Eines Tages riefen sie die Häuptlinge — zum großen Teil noch Heiden — zusammen und erklärten ihnen, sie müßten sich, da die Zeit des Götzenkultes endgültig vorüber sei, beschneiden lassen und Mohammedaner werden, andernfalls sehe man sich eben nach geeigneteren Leuten um. Einige gaben diesem Druck nach, andere weigerten sich.

Etienne hatte für die Bekehrten Taufklassen eingerichtet. Mehrmals in der Woche unterrichtete er sie im Lesen und erläuterte ihnen die Grundwahrheiten des Evangeliums. Vor der Taufe unterzogen wir — gemeinsam mit einigen Evangelisten und Gemeindeältesten — die Taufbewerber einer kleinen Prüfung. Manchmal brachten die Ärmsten vor lauter Examensangst fast nichts heraus. Wir wollten sie ja nicht auf großes intellektuelles Wissen hin prüfen, sondern sehen, ob sie die wichtigsten Tatsachen des Evangeliums verstanden hatten, ob sie sich bekehrt hatten und Kinder Gottes waren. Uns war natürlich klar, daß nur Gott selbst in die Herzen sieht. Deshalb bitten wir um Klarheit, wer zur Taufe angenommen werden kann.

Der erste Taufsonntag für die junge Gemeinde in Méri war gekommen. Wir versammelten uns alle vor der Kapelle und zogen dann in einem langen Zug zum nahen Fluß. Vornan die Täuflinge in ihren weißen Gewändern, dann die anderen. Immer mehr Neugierige gesellten sich zu uns, als wir so durch den Ort zogen. Durch reife Hirsefelder schlängelte sich der Pfad hinunter an die Stelle, die zur Taufe ausgewählt worden war. Weithin schallten unsere Lieder. Dann stellten wir uns unter ein Wort Gottes. Zwei afrikanische Evangelisten führten die Taufe durch. Anschließend ging der Zug zurück zur Kapelle, wo wir das Mahl des Herrn miteinander feierten. Als wir ein Jahr später eine zweite Tauffeier durchführen konnten, war darunter die erste Mofu-Frau.

Junge Mofu-Christen vom Herrn gerufen

Nach der Regenzeit, als die Felder abgeerntet waren, begann wieder der Unterricht in unserer Bibelschule in Maroua. Wie freuten wir uns, als wir hörten, daß sich zwei der jungen Christen aus Méri vom Herrn in seinen Dienst gerufen wußten und bereit waren, sich ausbilden zu lassen! Im nächsten Jahr kam noch ein dritter dazu.

Inzwischen war auch die bisherige Kapelle zu klein geworden, da immer mehr Bergbewohner sich der Frohen Botschaft öffneten und zu den Gottesdiensten kamen. So faßten die Gläubigen mit ihrem Evangelisten Etienne den Entschluß, neben der alten Kapelle, die für Kindergottesdienste und Taufklassen stehen bleiben sollte, eine neue, größere zu bauen.

Während wir das Lied zu Ende singen und ich über die dicht gedrängte Gemeinde in der Kapelle blicke, gehen meine Gedanken zu all diesen Erlebnissen zurück. Nach dem Eingangsgebet halte ich die Predigt in Fulfulde, ein junger Christ übersetzt in die Mofu-Sprache. Wir schöpfen gemeinsam Kraft aus Gottes ewigem Wort und lassen uns durch seine Verheißungen stärken. Während ich mich nach dem Gottesdienst noch mit den Gemeindeältesten über Fragen und Nöte in der Gemeinde unterhalte, kommen zwei der jungen Mofu-Evangelisten zur Tür herein. Einer hat oben in den Bergen, der andere in einem Seitental einen Gottesdienst abgehalten. Wir freuen uns gemeinsam, wie der Herr Jesus Türen auf tut und sein Evangelium auch in diesen Bergen Nord-Kameruns Einzug hält.

Kurt Ostertag
Vereinigte Sudan-Mission —
Schweizer Zweig

EIN STERBENDES VOLK HÖRT DAS WORT DES LEBENS

Indianer-Pioniermission in Brasilien

Einst hat ganz Nord- und Südamerika den Indianern gehört. Sie sind die Ureinwohner des Kontinents. Heute schätzt man die noch in Brasilien lebenden Indianer auf etwa 80 000. Sie sind auf über 140 Stämme verteilt. Es ist damit zu rechnen, daß es in unzugänglichen Gegenden — vor allem im riesigen Urwaldgebiet des Amazonas — noch unentdeckte Indianer gibt. Viele Stämme sind in den letzten Jahren ausgestorben, andere haben sich stark verringert.

Fast zu spät!

Die Kaduel-Indianer im brasilianischen Bundesstaat Mato Grosso waren einst ein stolzes, herrschsüchtiges Volk. Das fand seinen Ausdruck in der Knechtung der Tereno-Indianer. Das Wohngebiet der Kaduel ist halb so groß wie die Bundesrepublik Deutschland. Als Folge von blutigen Auseinandersetzungen und Seuchen und durch Töten von Kindern vor und nach der Geburt zählte der Stamm in den fünfziger Jahren nur noch 2000 Angehörige. 1956 brach eine schwere Pockenepidemie aus. Nur etwa 300 der Kaduel überlebten die Seuche.

Als wir im Juli 1967 dort mit der Missionsarbeit begannen, mußten wir uns sagen: „Wir kommen fast zu spät!“ Im Indianerkrankenhaus in Dourados lernten unsere Missionare einen lungenkranken Kaduel-Häuptling kennen. Im Gespräch äußerte er: „Uns kann nur noch die Religion helfen.“ Er bat, es möchten doch Missionare in seinen Stamm kommen. Daraufhin haben Mitarbeiter der Deutschen India-

ner-Pionier-Mission mehrere Erkundungsreisen unternommen. Nach großen Mühen fanden sie die verstreuten Siedlungen.

Nach einem Jahr erhielten wir von der Regierung die Erlaubnis, uns im Reservat (Schutzgebiet für Indianer) anzusiedeln. Die Indianer waren unseren Missionaren gegenüber sehr mißtrauisch. Sie waren überzeugt, wir wollten ihnen das Land rauben. Im Laufe eines Jahres erkannten manche Kaduel, daß davon keine Rede sein konnte, sondern daß wir ihnen selbstlos helfen wollten. Sie sahen, daß sich vieles zu ihrem Vorteil veränderte. Dazu trug wesentlich unsere Kranken- und Schularbeit bei. Gerhard Kern brachte lebensgefährlich Verletzte in fünfstündiger schwierigster Autofahrt und siebenstündiger Bahnfahrt in ein Krankenhaus. Frau Keila Kern unterrichtete täglich die Kinder des Stammes. Schwester Christine Klöckner besuchte mit ihrem Reitpferd auf wild verborgenen Pfaden die entlegenen Hütten der Kranken. Dadurch haben die Kaduel und die unter ihnen wohnenden Tereno-Indianer mehr und mehr Vertrauen zu den Missionaren gewonnen.

Die Gottesdienste wurden anfangs vorwiegend von den Tereno besucht. Vom Kaduel-Stamm erschienen nur einige Frauen und Kinder. Die Männer ließen bis auf ganz wenige ihren harten Widerstand erkennen. Allmählich kamen jedoch auch einige von ihnen unter das Grasdach unserer Urwaldkirche.

Ein Fest wie keins zuvor

Indianer feiern gern Feste. Da fließt der Schnaps. In kultischen Tänzen erregen sie sich bis zur Raserei. Blutvergießen, roher Streit und hemmungslose Unzucht ist stets die Folge. Auf einmal geschah etwas völlig Unerwartetes. Das Ehepaar Litz, das vertretungsweise im Stamm weilte, hatte das Oberhaupt des Tereno-Stammes, Patricio Lili, zu einer

Evangelisation eingeladen. An einem dieser Tage wurde auf dem Missionsgrundstück ein Fest veranstaltet. Es verlief ganz anders, als man es sonst gewohnt war. Eine Kuh wurde geschlachtet, ein Essen zubereitet. Etwa 300 Gäste waren erschienen. Noch nie hatte man so viele Menschen auf dem Missionsgelände gesehen. Spiel und Belustigung sorgten für Unterhaltung. Am späten Nachmittag scharten sich dann fast 200 Menschen um das Lagerfeuer und lauschten der Botschaft von der Erlösung durch Jesus, wie sie Patricio verkündigte. Ein Indianer sprach zu Indianern.

Was niemand für möglich gehalten hatte, geschah. Einige der Männer bekannten vor all den Versammelten, daß sie ab heute Jesus nachfolgen wollten. Unter ihnen waren solche, die schon mehrfach Menschenblut vergossen hatten. In persönlichen Gesprächen zeigte es sich, daß sie es aufrichtig meinten und wirklich verstanden hatten, was die Erlösungstat Jesu am Kreuz für sie bedeutete. Inzwischen ist mehr als ein Jahr vergangen. Diese Menschen haben sich bewährt. Mehr noch: Durch ihr missionarisches Zeugnis, besonders das vom Häuptling und seiner Frau, haben inzwischen andere zu Jesus gefunden.

Fautina und ihre Kinder

Vor kurzem stand Fautina, eine Indianerfrau, mit ihren drei Kindern vor unserer Haustür. Als wir sie begrüßten, packte uns das Erbarmen. Die ganze Familie war nur noch ein Häufchen Elend. Können Sie sich wohl vorstellen, wie ein Kind von neun Monaten aussieht, wenn es nur knapp drei Kilogramm wiegt? Die sechsjährige Clemencia hatte sich das Brüderchen Epifanio, das lediglich in ein Tuch gehüllt war, um den Hals gehängt. Es brüllte vor Hunger. Solong, der Fünfjährige, schlotterte am ganzen Körper vor Fieber. Die Mutter, nur noch Haut und Knochen, war zu

schwach, sich um die Kinder zu kümmern. Die Malaria, die Kälte und der ständige Hunger hatten alle völlig geschwächt.

Teilnahmslos lag Fautina dann auf ihrem Lager, das wir zurechtgemacht hatten. Wie gut, daß wir eine Bambushütte mit Grasdach für die Kranken haben! Wochen hindurch versuchten wir, die Mutter mit ihren Kindern wieder auf die Beine zu bringen. Medikamente, Infusionen und die entsprechende Nahrung taten das ihrige. Wir staunten immer wieder, welche Mengen verzehrt wurden. Fautina hat inzwischen nicht nur neue Kräfte gewonnen. Die trostlosen Augen haben wieder Glanz bekommen. Auch Epifanio kann wieder lächeln. Jetzt sind die Herzen offen, das Evangelium zu hören. Wir haben uns gefreut, als wir alle vier unter den Gottesdienstbesuchern sahen. Freudig sangen die Kinder die Chorusse mit.

Antonias Zeugnis

Eine Reihe von unseren Indianern in Pirajui haben in den letzten Monaten ihr Leben Jesus übergeben. Aus tiefer Finsternis hat Jesus sie herausgerettet. Besonders freudig sind Antonia und Dyno dabei. Antonia, Mutter von neun Kindern, verpaßte schon länger kaum eine Gelegenheit, Gottes Wort zu hören. Sie besuchte die Gottesdienste an allen Sonntagen und auch die Bibelstunden in der Woche. Nur ganz triftige Gründe hielten sie ab.

Es war an einem Mittwoch. Eine Gruppe, an der man seine Freude haben konnte, war zusammengekommen. Luisa, eine jüngere Indianerfrau, gab Zeugnis, wie sie Jesus erkannt hatte. Nun meldete sich Antonia. Auch sie erzählte, daß sie Jesus als Herrn und Heiland angenommen habe. Niemand von uns wußte etwas davon. Zuhause, ganz allein, hatte sie diesen Entschluß gefaßt. Felsenfest bestand sie darauf, daß Jesus ihre Sünden vergeben habe. Dieses Zeug-

nis schlug ein. Auch andere fingen an, nach dem Heil zu fragen.

Es dauerte nicht lange, da war Dyno, Antonias Mann, davon überzeugt, daß er Jesus brauche. Eines Tages kam er zur Mission. Wir zeigten ihm mit einfachen Worten den Weg zu Jesus. Im kindlichen Glauben nahm er Jesus als seinen Heiland an. Das war eine Freude! Bald waren es noch mehr, die diesen Schritt der Hingabe wagten. Buben und Mädchen, Männer und Frauen gehören nun zur Familie Gottes unter den Indianern. Am Mittwochnachmittag treffen wir uns mit ihnen zu einer Bibel- und Gebetsstunde. Man merkt, daß sie mit dem Herzen dabei sind.

James und Reinhard Rathlef
Deutsche Indianer-Pionier-Mission

WER KANN INDIANERMISSION TREIBEN?

Brasilianer rüsten sich für den Dienst im Urwald

Wer sind die Schüler?

An der Bibelschule „Peniel“ der New Tribes Mission (Mission für neue Stämme) in Jacutinga im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais werden zur Zeit 85 Schüler ausgebildet: 40 Schwestern, 25 Brüder und 10 Ehepaare, zum Teil mit Kindern. Das Durchschnittsalter liegt bei 20 Jahren. Einige der Schüler haben das Abitur oder die mittlere Reife, die Mehrzahl hat jedoch nur vier Jahre die Volksschule besucht. Dieser Bildungsstand läßt auf die unterschiedliche soziale Herkunft schließen. Eine kleine Minderheit kommt aus wohlhabenden Familien, ein größerer Teil aus der Mittelklasse, und der Rest gehört der ärmeren Volksschicht an. Vielfach sind die Familienangehörigen ungläubig und keineswegs eine Hilfe für die Schüler, von denen die meisten erst seit kurzer Zeit bewußte Christen sind und daher wenig geistliche Erfahrung haben.

Wir versuchen, die Schüler in den drei Bibelschuljahren bildungsmäßig und geistlich soweit wie möglich zu fördern. Sie sollen ja, abgesehen von der noch nötigen Spezialausbildung in der Urwaldschule „Shekinah“ in Mato Grosso, für den praktischen Missionseinsatz in irgendeinem Indianerstamm gerüstet sein. Für einen solchen Dienst sind jedoch gewisse Mindestvoraussetzungen erforderlich.

Geistige und praktische Voraussetzungen

Der Missionar muß nicht nur lesbare Arbeitsberichte für seine Gemeinden und für Regierungsdienststellen schrei-

ben, er muß darüber hinaus die ihm fremde Stammessprache erfassen und verarbeiten können. Dazu muß er seine eigene portugiesische Sprache völlig beherrschen. Viele Kandidaten reichen ihre Aufnahmeformulare mit grammatischen und Rechtschreibfehlern ein. Deshalb sehen die Stundenpläne in Jacutinga etwa 80 Stunden Sprachlehre im Semester vor.

Kaum haben sich die Schüler das erste Rüstzeug für ein Leben mit der Bibel und für den notwendigen Verkehr mit öffentlichen Ämtern und Missionsgemeinden erworben, müssen sie etwas Neues lernen: mit den Stammesangehörigen so zu reden, daß sie verstanden werden. Und das heißt: einfach — einfach. In unserem Dienst unter den Gavião-Indianern in Rondônia im Amazonas-Gebiet haben wir immer wieder die Feststellung gemacht, daß man nicht einfach genug sprechen kann. Die Ergebnisse des Unterrichtes in Kinderevangelisation lassen sich direkt in der Indianerarbeit verwerten. Die Schüler lernen die in Frage kommenden Arbeitsmethoden schon während der Schulzeit in ihrem Evangelisationsdienst in der Umgebung anwenden.

Da der Indianer auf einer uns völlig fremden Kulturstufe lebt, muß man sich zunächst, um ihn verstehen zu können, in seinen Lebensstil einfühlen. Die einfachsten Voraussetzungen hierfür lernt der Schüler in der auch für ihn meist völlig fremden Lebensweise in der Bibelschule. Haus-, Unterrichts- und Arbeitsordnung, die Gemeinschaft mit anderen Schülern sowie das für ihn Neue in der Durchführung der Gottesdienste sind ihm dabei eine Hilfe. (Die Gottesdienstordnung paßt sich den Verständnismöglichkeiten der Gemeinden an, ist also nicht konfessionell gebunden.) Durch die neuen Eindrücke, die er bei uns empfängt und innerlich verarbeiten muß, wird es ihm später leichter fallen, den sogenannten Kulturschock zu überwinden.

Aber auch ganz praktische Dinge des alltäglichen Lebens lassen sich lernen. Schüler, die keinen Nagel gerade in die

Wand schlagen konnten, haben später ihre Möbel und sogar ihre Häuser selbst gebaut. Manch einer, der im Garten Gemüse mit Unkraut verwechselt hatte, konnte später den Indianern die richtige Bodenbearbeitung beibringen. Ein sehr wichtiger, oft lebenswichtiger Punkt ist das Improvisieren. Als ich einmal mit dem Jeep allein unterwegs war und die beiden elektrischen Benzinpumpen ausfielen, bestand meine einzige Rettung in einem kleinen Plastikschlauch, durch den ich das Benzin direkt vom Kanister in den Vergaser leitete. Oder ich denke an jene Bootsreparatur, bei der unser einziges Handwerkszeug ein altes Buschmesser war. Bei den Reisen im Urwald, besonders bei Bootsfahrten durch reißende Stromschnellen, ist eine gute Reaktionsfähigkeit unerlässlich. Dazu dient hier in der Ausbildung besonders der Ballsport während der Freizeit. Aber der Schüler muß auch lernen, Verantwortung zu übernehmen. In jedem Semester werden deshalb die verantwortungsvollen Posten neu verteilt: Arbeitschef, Köchin, Gebäudeverwalter, Schülerkassenwart, Wäscheverwalterin usw.

Vom geistlichen Leben

Die praktischen Voraussetzungen sind sehr eng verbunden mit dem geistlichen Leben des einzelnen. Nicht alle Schüler (und Lehrer) sind geborene Improvisatoren. Unter Umständen muß ihnen die Idee zur Improvisation erst eingegeben werden. Wir können aber nicht mit des Herrn Hilfe rechnen, wenn unser geistliches Leben nicht in Ordnung ist. Daher sind die geistlichen Voraussetzungen für den Missionsdienst noch wichtiger als die geistigen.

Der Missionskandidat muß eine klare Bekehrung erlebt, d. h. sein Leben bewußt Jesus Christus übergeben haben. Es genügt normalerweise nicht, daß jemand nach einer Evangelisation beim Aufruf zur Entscheidung nur seine Hand

erhebt und meint, jetzt errettet zu sein. Hier in Brasilien, dem Land des Spiritismus, ist z. B. das „Besprechen“ von Säuglingen eine alltägliche Sache. Selbst Gläubige erkennen darin oft nicht die Gefahr der okkulten Bindung. Bei den sogenannten „Bekehrungen“ durch Handerhebung sind diese Menschen oft nicht frei geworden von den okkulten Belastungen. Manche haben später die Gefahr erkannt und wurden während ihrer Bibelschulzeit frei und arbeiten heute im Segen auf dem Missionsfeld. Andere erlebten derartige Anfechtungen, daß sie ihr Studium aufgaben.

Neben der bewußten Lebensübergabe ist eine klare Berufung Gottes für den Missionsdienst notwendig. Man muß diese deutlich von persönlicher Einbildung unterscheiden können. Wenn jemand um eine klare Berufung weiß, kann er auch Gefahren und Schwierigkeiten auf sich nehmen, ohne zu klagen. Er weiß, daß er nicht aus eigenem Willen seinen Weg gewählt, sondern daß der Herr der Mission ihn an den Platz gestellt hat.

Indianer in die Verantwortung!

Die Evangelisation eines Indianerstammes beginnt am Nullpunkt. Man hat praktisch keinerlei Anknüpfungspunkte. Viele biblische Geschichten lassen sich zunächst kaum verwenden, da in der Anschauungswelt und der Sprache der Indianer viele Begriffe und Worte fehlen, z. B. für Hirte, Schaf, Sauerteig, Brot, Aussatz u. a. Hier muß man sich zunächst Klarheit verschaffen, indem man etwa anstelle von „Brot“ „Mandioka-Wurzel“ oder „Banane“ verwendet usw. Dazu ist eine gute Bibelkenntnis erforderlich. Wir versuchen, eine breite biblische Grundlage zu vermitteln. Dabei ist es wichtig, daß die Bibel betend gelesen und mit Hilfe des Heiligen Geistes ausgelegt wird.

Was ist wirklich neutestamentliche Gemeinde? Wir wol-

len ja keine Traditionsgemeinden fortpflanzen, sondern bibelorientierte Indianer-Gemeinden gründen. Die gläubigen Indianer sollen die ihrer Art entsprechende Gemeindeform finden, die jedoch neutestamentlich fundiert sein muß. Der Missionar gibt lediglich biblische Unterweisung, ohne traditionelle Gemeindelehre zu berühren. So liegt die Gemeindepraxis von vornherein in Händen der jungen Gläubigen. Der Missionar ist ohnehin hauptsächlich durch Bibelübersetzung, Krankendienst und andere soziale Aufgaben beansprucht. Durch die erforderlichen Reisen von Siedlung zu Siedlung kann er auch nicht ständig in der Gemeinde anwesend sein.

Diese Praxis hat sich auf den Missionsfeldern bewährt. Dafür liegen viele Zeugnisse aus den Indianerstämmen vor. Die Bereitschaft zurückzutreten, den jungen Gläubigen etwas zuzutrauen und im übrigen ganz konkret mit der Leitung des Heiligen Geistes zu rechnen, das müssen die Schüler hier auf mancherlei Art und Weise lernen und praktizieren. So fangen sie an zu begreifen, daß nicht wir die Gemeinde bauen, sondern Er, der gesagt hat: „Ich will meine Gemeinde bauen“ (Matth. 16,18).

Manfred Hüncke
Missionshaus Bibelschule Wiedenest

DAS GROSSE WARTEZIMMER UNTER FREIEM HIMMEL

Mein Alltag unter den Caboclos

Weit und breit keine andere ärztliche Hilfe

Caboclos — so nennt man die arme ländliche Bevölkerung in Brasilien. Es sind die Nachkommen der ersten portugiesischen Siedler, die sich mit Negern und Indianern vermischt haben. Sie leben in den riesigen Gebieten des Landesinnern und drängen sich an den Rändern der großen Städte in Vierteln und Hütten des Elends zusammen. Sie werden in der Religionsstatistik als Katholiken geführt, haben aber von wirklichem Glaubensleben meist nicht die geringste Ahnung. Ihre Kirche, die an Priestermangel leidet, kann sich kaum um sie kümmern. Sie stellen ein großes Missionsfeld dar.

Die Missionsstation, auf der ich arbeite, wird von vielen Caboclos aufgesucht. Es geht ihnen zunächst um ärztliche Hilfe. Der Krankenstrom reißt oft nicht ab. Tag und Nacht, zur Zeit und zur Unzeit, werden kranke Menschen gebracht: auf Lastkraftwagen, Lieferwagen, VW-Kombis, Jeeps, Pferdewagen usw. Wer kein eigenes Fahrzeug besitzt, muß solche Fahrten oft teuer bezahlen. Und die Leute haben wenig Geld!

Es gibt weit und breit keine andere ärztliche Fürsorge. Wenn wieder einmal eine Durchfall- oder Hustenmedizin gut angeschlagen hat, verbreitet sich die Kunde davon wie ein Lauffeuer, und am nächsten Tag füllt sich mein „Wartezimmer“ noch mehr. Das „Wartezimmer“ ist unser ganzes Kirchengrundstück. Da gibt es sonnige und schattige Plätze und manches romantische Eckchen mit einem herrlichen Weitblick. Zum Ausruhen sind einige Baumstämme da. Und

wenn die kleinen Patienten mal ein Bächlein laufen lassen oder gar erbrechen, dann läßt die gute Mutter Erde alles über sich ergehen und erspart mir viel Arbeit. Verschiedene Bäume fangen jetzt an zu blühen. Sie duften so stark, daß alle anderen Gerüche förmlich eingewickelt werden.

Das Evangelium für meine Patienten

Ein Vorzug meines schönes Wartezimmers ist, daß man sich sogar darin verstecken kann, wenn die Schwester plötzlich mit der Spritze in der Hand dasteht und den kleinen Patienten ruft, der eben noch so keck an die Tür geklopft hat. Nicht jede Suchaktion glückt. Dafür ist das Grundstück viel zu groß und unübersichtlich. Es hat auch einige Tore und Törchen, durch die man ungesehen hinausschlüpfen kann. Doch sehr tragisch ist das meist nicht, denn die Geflohenen werden in den meisten Fällen — wenn auch ohne Behandlung — schnell wieder gesund.

Es kommen aber auch solche, die nicht mehr laufen können. Da ist eine alte Frau, auf eine Matratze gepackt, bei mir abgeladen worden. Sie keucht nur noch und meint, sie müsse gleich sterben. Betend stehe ich vor meinem Medizinschränkchen und bitte den Herrn um Weisheit und Gnade, ihr die rechte Medizin zu geben. Nach menschlichem Ermessen wird ihre Lebensuhr tatsächlich bald abgelaufen sein. Im Mittelpunkt unseres Gesprächs steht die Frage: „Was wird nach dem Tode sein?“ Die Kranke bekommt noch ein Evangeliumsblatt in die Hand. Dann wird sie von ihren Angehörigen wieder mit nach Hause genommen. Wer weiß, für wie lange noch?

Manchmal gibt es seltsame Wünsche oder Krankheits-hinweise. Ein kleines Mädchen verlangt zwei Penicillinspritzen. Sie fügt hinzu: „Wissen Sie, unsere Kuh hat heute früh keinen Mais gefressen, und der Nachbar hat gesagt,

daß Penicillin für alles gut ist.“ — Eine Frau klagt, sie habe das Gelenk in der Lunge gebrochen. Solche Diagnosen stellen die besten Spezialisten in der Heimat nicht!

Oft kommt gleich die ganze Familie zur Behandlung. Da erscheint eine Mutter mit ihren vier Töchtern. Alle vier haben Halsschmerzen und zeigen die typischen Symptome einer Angina. Eine nach der anderen nimmt geduldig ihre Spritze. Am nächsten Sonntag kommen sie alle zur Sonntagsschule. Seitdem fehlen sie nicht mehr. Ähnliches erlebe ich auch mit den Erwachsenen. Zwar folgen längst nicht alle meiner Patienten der Einladung, doch mein Herz schlägt immer höher, wenn ich wieder einmal einen von ihnen im Gotteshaus entdecke.

João bekommt wieder Appetit

Jetzt muß ich meinen João (Hans) vorstellen. Er ist zehn Jahre alt und kam als eine wahre Elendsgestalt zu mir. Seine dünnen Arme und Beine hätten einem zweijährigen Kind gehören können! Er hatte Keuchhusten und war durch das dauernde Erbrechen so elend geworden. Zehn Tage hatte er schon nichts mehr gegessen. Der ganze Mund war eine einzige Wundfläche. Auf den Beinen konnte er sich schon lange nicht mehr halten. Eigentlich hätte er in die Stadt ins Krankenhaus gehört, doch einen solchen Aufenthalt konnten die sehr armen Eltern unmöglich bezahlen. So entschloß ich mich, für João ein Krankenzimmer unter freiem Himmel einzurichten. Einige Papiersäcke dienten als Matratze auf dem weichen Gras. In einen schattigen Baum, weit weg von allen anderen Kranken — ich mußte an die Ansteckungsgefahr denken —, wurde ein Nagel geklopft, und schon hing die Flasche mit der Infusionslösung daran, die dem kleinen Mann über Stunden in die Vene tropfen sollte.

Vater, Mutter und Tante blieben da, und jeder hatte sein Amt. Einer mußte den schattenspendenden Schirm halten, ein anderer die Fliegen und Moskitos vertreiben, und dann mußte dem Jungen auch ab und zu der Mund feucht gemacht werden. So war João in meiner Nähe, ich konnte ihn gut beobachten und doch dabei meinen Dienst weiter verrichten. Am Nachmittag, als die Freiluftbehandlung vorüber war, wurde der Bub auf einen Pferdewagen geladen und nach Hause entlassen. Er bekam noch Medizin mit und sollte nach drei Tagen wiederkommen. Da wurde dann derselbe Akt wiederholt. Die erste Behandlung hatte schon angefangen zu wirken. João bekam Appetit! Seitdem sind Wochen vergangen. Der Junge hat viele Stärkungsmittel und Vitaminpräparate bekommen. Jetzt fängt er an, nach monatelanger schwerer Krankheit wieder die ersten Schritte zu tun. Das ist für mich viel Grund, dem Herrn zu danken.

Der Alltag wird zum Festtag

Manchmal werde ich zu Entbindungen in die Hütten im Wald gerufen. Da wurde z. B. das elfte Kindchen in eine ganz arme Familie hineingeboren. Drei Kinder sind schon gestorben, und die anderen, außer einer 19jährigen Tochter, sind alle unter 14 Jahren. Ich schickte die Schar dieser sechs ins Freie, als der Augenblick der Geburt nahte. Sie schlichen immer wieder ums Haus und verhielten sich dabei ganz still. Doch als dann das kleine Schwesterchen den ersten Schrei tat, waren sie alle da, und jeder wollte das Kindlein zuerst sehen. Wir konnten sie kaum bändigen. Doch dann waren sie still, und sechs braunschwarze Augenpaare waren auf das kleine Menschlein gerichtet. Wir haben dann einen Lob- und Dankpsalm gelesen, und das neugeborene Schwesterlein mußte auch noch einen Chorus hören, den sie alle mit ganzem Herzen anstimmten.

Doch das Schönste kam noch. Nach einigen Tagen erschien die Mutter. Sie hatte den festen Entschluß gefaßt, ihr Leben dem Herrn Jesus zu übergeben. Sie sagte u. a.: „Ich habe in meinem Leben schon so viele Segnungen vom Herrn empfangen. Immer wollte ich mich nicht bekehren, aber jetzt geht es nicht mehr länger ohne Jesus.“ Viel Finsternis und Schuld hat sie ans Licht gebracht und dann im Glauben die Gewißheit der Vergebung Jesu angenommen. So mündet mein Alltag unter den Caboclos immer wieder einmal in einen besonderen Festtag des Wirkens Gottes ein.

Ilse Rönnpagel
Marburger Brasilienmission

EUROPA ALS MISSIONSFELD

Unter den „weißen Heiden“

Christliche Kultur ist noch nicht Christusglaube

„Ha hecho una promesa“ (sie hat ein Gelübde getan), erklären die Mitreisenden im Auto, indem sie auf eine Frau hinweisen, die auf bloßen Knien den steinigen Weg hinaufkriecht, hinauf zum Madonnenbild auf dem Hügel. In den Händen hält sie einen Rosenkranz. Eine bewundernswerte Frau, die sich nicht scheut, ihre Knie wund zu reiben, Blutspuren auf der Erde zu hinterlassen und Gesprächsstoff der Zuschauer zu sein! Sie handelt nach ihrer Erkenntnis und ihrem Gewissen und läßt es sich einen teuren Preis kosten. Was treibt sie dazu?

Ich hatte öfter Gelegenheit, mit solchen Opfern der Unwissenheit zu sprechen. Es sind tief religiöse, gewissenhafte, aber irregeleitete Menschen, die von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes einen grundfalschen Begriff haben. Manche Mutter spricht am Bett eines schwerkranken oder verunglückten Kindes ein Gelübde, um damit Gottes Barmherzigkeit gewissermaßen zu erkaufen. Die versprochene Gegenleistung für Gottes Eingreifen kann eine Kerze vor dem Altar eines Heiligen sein, das jahrelange Tragen eines lilafarbenen Gelübdekleides mit gelbem Lendenstrick oder eben eine Wallfahrt zum Bilde der betreffenden Madonna, die man in der Stunde der Angst und Not angerufen hat. Dies ist weithin das Bild des vermeintlich christlichen Glaubens in Spanien.

Was denken wir, wenn wir das Wort „Mission“ hören? Vielleicht stellen wir uns Indianer mit Federn auf dem Haupt vor, Neger mit Lendentüchlein, unzivilisierte Menschen der sogenannten Dritten Welt. Wir denken an Mis-

sionare, die sich von ihrer Heimat verabschieden, Meere überqueren, ihr Reisegepäck durch den Urwald tragen lassen, irgendwo in einer Strohütte hausen und eine Missionsstation bauen. Ja, bestimmt, wir schulden den farbigen Völkern die Frohe Botschaft. Wir haben der Dritten Welt die Hand zu reichen.

Wie aber steht es um die Heiden Europas? Haben wir vergessen, daß die Weißen das Evangelium ebensosehr brauchen wie die farbigen Völker? Oder reden wir uns ein, die Europäer hätten — weil sie zum „christlichen Westen“ zählen — das Reich Gottes schon längst besetzt? Verwechseln wir christliche Kultur mit Glauben? Es sieht so aus, als lebten wir in einer sterbenden Kultur. Aber Christus lebt, und der Glaube an ihn wird immer wieder neu erweckt.

Gewiß würden sich viele Europäer beleidigt fühlen, wenn man ihnen ins Gesicht sagte, sie wären Heiden. Denn auch wer sich zu keiner Kirche bekennt und keine Beziehung zu Jesus Christus pflegt, erhebt den Anspruch, irgendwie Christ zu sein. Millionen Menschen in Europa zählen sich zu einer christlichen Kirche. Besitzen sie aber eine lebendige Hoffnung? Nein, sie haben — wie die Wallfahrerin — das Evangelium noch nie richtig gehört.

Zwei große Gruppen in Spanien

Diese Aussage mag uns, den Erben der Reformation, ungläubwürdig erscheinen; aber für den Kenner der südlichen Völker, jener Länder, wo die Reformation im Keim erstickt worden ist, ist sie eine Tatsache, die uns nördliche Europäer anklagt. Als Beispiel mag Spanien dienen, ein Land, in dem das Evangelium zwar schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus, möglicherweise noch durch den Besuch des Apostels Paulus (Röm. 15, 24.28) Fuß gefaßt hat. Wie sieht es heute jenseits der Pyrenäen aus?

Im sehr religiösen spanischen Volk finden wir zwei Extreme. Unter der Landbevölkerung des Innern, wo es noch heute viele Analphabeten gibt, herrschen erstaunliche Unwissenheit und die krassesten Formen des Aberglaubens. Mit Fanatismus hängt man am Wunderglauben von Madonnenerscheinungen, man verehrt Reliquien und huldigt dem Spiritismus. Was hat z. B. die Anbetung einer vermeintlichen Feder eines Flügels des Erzengels Michael mit Christusglauben zu tun? Welchen Nutzen soll ein Fläschchen Muttermilch der Jungfrau Maria seinen Verehrern bringen? Wie stimmt der Ablass, der heute noch verdient werden kann, mit dem Evangelium Gottes überein? Für unzählige Menschen besteht das „Christsein“ in solchen Anschauungen.

Ihnen stehen die „Aufgeklärten“ gegenüber, die sich über solche Formen religiösen Lebens erhaben oder gar belustigt fühlen, dem Volk jedoch nichts Besseres anzubieten haben. Diese Menschen, die sich klug vorkommen, weil sie „hinter die Kulissen“ der volkstümlichen Frömmigkeit geschaut und deren Traditionen als Volksbetrug von sich abgeschüttelt haben, fallen ins andere Extrem. Sie verleugnen alles Göttliche und stürzen sich in den Materialismus. Ähnliche Zustände finden wir in anderen südlichen Ländern Europas. Wir haben somit Missionsfelder auf unserem eigenen Kontinent. Auch die Völker Mittel- und Nordeuropas sind auf dem besten Weg, solch ein Missionsfeld zu werden.

Einheimische Evangelisten

Wie kommen wir mit der Heilsbotschaft an diese „weißen Heiden“ heran? Die Evangelische Europa-Mission, die sich vor allem in Spanien und Italien, aber auch in Österreich einsetzt, hat in ihrer langjährigen Tätigkeit erfahren, daß niemand die Leute besser erreichen kann als der einhei-

mische Evangelist. Unsere spanischen und italienischen Boten begreifen ihr eigenes Volk, dessen Lebens- und Denkweise, besser als ein Ausländer. Wie oft mußten wir als Missionare hören: „Sie sind halt Ausländer. In Ihrem Land kann man schon ein christliches Leben führen, aber das geht bei uns nicht.“ Man könnte manchmal meinen, Gott sollte für jedes Volk ein spezielles Evangelium haben. Den einheimischen Missionsarbeitern gegenüber, die in denselben Verhältnissen aufgewachsen sind, können solche Ausreden nicht vorgebracht werden. Sie wissen auch, wie ihre Leute anzusprechen sind.

Die weißen Heiden werden nicht mit der Trommel zusammengerufen. Man hat sie in ihren Wohnungen und Arbeitsplätzen aufzusuchen. Unsere Evangelisten und Bibelkolporture in Spanien und Italien suchen das persönliche Gespräch mit den Menschen, indem sie von Haus zu Haus gehen, Bibeln und evangelistische Bücher verkaufen und kleine Schriften verteilen. Mit Vorliebe schenken sie Gutscheine für einen kostenlosen Bibelkurs in Briefen. Durch die eingesandten Gutscheine kommen sie an Adressen von Menschen, die geistliches Interesse zeigen. Solche Kontakte werden weiter gepflegt. Die durchgesehenen und verbesserten Aufgabenblätter werden, wenn möglich, persönlich an die Kursteilnehmer zurückgebracht und mit ihnen besprochen. Dies bietet Gelegenheit zum direkten Zeugnis und zum Einladen in einen kleinen Hauskreis oder in eine bestehende Kirche. Manche Gemeinden sind aus solchen Hausgruppen entstanden. Sie sind wie Oasen mitten in den europäischen Wüsten der Unwissenheit und des Aberglaubens.

Ernst Gubler
Evangelische Europa-Mission

„AUCH ZIGEUNER SIND GELADEN“

Missionsaufgaben ganz dicht vor unserer Tür

Nur ein Bruchteil der Zigeuner überlebte

Mission unter den Zigeunern — wie sie zu den Dienstaufträgen Jesu für die „Mission für Süd-Ost-Europa“ gehört — hat mit Abenteuerlust und Romantik nichts zu tun. Hier brauchen wir Mitarbeiter mit einer starken Jesusliebe, die sich von Gott berufen wissen und die von den allgemeinen Vorurteilen diesen weithin verachteten Menschen gegenüber sich klar geschieden haben.

Seit Jahrhunderten leben Zigeuner unter uns. Wie fremdartig muten sie uns an! Sie unterscheiden sich von uns völlig in ihrem Denken, Empfinden, Verhalten und Leben. Sie sprechen die deutsche Sprache, aber auch ihren eigenen Zigeunerndialekt. Sie tragen einen deutschen bürgerlichen Namen und daneben ihren speziellen Zigeunernamen. Armut und sozialer Rückstand sind unter ihnen verbreitet. Wieviel Stolz und Großzügigkeit kann sich aber damit verbinden! Manche Zigeuner haben es auch zu Wohlstand und Vermögen gebracht.

Demütige Unterwürfigkeit wechselt mit ausgeprägtem Selbstbewußtsein. Aus den mißtrauischen und oft funkeln den schwarzen Augen scheint eine tiefe Sehnsucht zu blicken. Analphabetentum, Unbeständigkeit, Wandertrieb und ein impulsives Temperament runden das Wesensbild der Zigeuner ab. Gibt uns das viele Fremdartige ein Recht, auf diese Menschen herabzuschauen? Wir haben im Gegenteil alle Ursache, uns vor ihnen zu schämen. Die Zigeuner haben Schreckensjahre in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches hinter sich. Das liegt wie ein Schatten über der Gegenwart. Nur ein Bruchteil von ihnen hat die Zeit der

Vernichtung überlebt. Größte Zurückhaltung, Mißtrauen, sogar Haß und eine weitverbreitete Angst kennzeichnen bis heute und wohl auch in der Zukunft ihre Haltung allen Nichtzigeunern gegenüber.

Viele Zigeuner bekennen sich äußerlich zum christlichen Glauben. Aber starke okkulte Bindungen halten das Volk gefangen. Aberglaube, Geister- und Todesfurcht herrschen über jung und alt. Positiv ist noch zu erwähnen: Eine ausgeprägte Eigengesetzlichkeit regelt vorbildlich das Leben in Familie, Sippe und Volk.

Christus unter den Zigeunern

Lebendiger Christusglaube ist in den letzten Jahren bei vielen Zigeunern eingezogen. Ein Sippenältester hat es bedauernd ausgesprochen: „Ich kann es nicht begreifen, daß ihr Christen in Deutschland, die ihr Jesus schon so lange kennt, es fertiggebracht habt, an meinem Volk so lange lieblos, ja voll Verachtung vorüberzugehen. Warum habt ihr uns nicht viel früher das Evangelium bezeugt?“

Auf den Wohnwagenplätzen am Rande unserer Großstädte, in den Zigeunerwohnungen und in sonstigen Unterkünften finden sich in der Gegenwart überall Zigeuner mit einem tiefen Verlangen nach Vergebung, Frieden, Freiheit und Geborgenheit. Zwölf Missionare und Missionarinnen der „Mission für Süd-Ost-Europa“ stehen zur Zeit vollberuflich in der Arbeit unter Zigeunern. Weitere Zeugen Jesu werden dringend für diese Aufgabe benötigt.

Besuchsdienst, Betreuung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, Freizeitarbeit und viel persönliche Seelsorge bilden die Schwerpunkte unseres missionarischen Mühens unter den Zigeunern. Die Kraft des Evangeliums bringt es fertig, daß Zigeuner ein völlig neues Leben beginnen. Das hat in Jahrhunderten keine andere Macht geschafft. Nach

treuem Dienst der Aussaat wächst hier und da in der Stille eine Frucht heran, indem einzelne Zigeuner zum lebendigen Glauben an Jesus kommen.

1962 war das Jahr eines besonderen Eingreifens Gottes. Da wurde Hamburg von einer furchtbaren Flutkatastrophe heimgesucht, die Hunderte von Menschenleben als Opfer forderte. Viele Zigeuner gebrauchen das seltsame Wort von der „Gnadenflut“. In jenen Tagen waren auch aus ihrem Volk viele in höchster Lebensgefahr. Da haben sich manche in die Nachfolge Jesu Christi rufen lassen. Die „Zigeunergemeinde Geborgenheit“ in Hamburg ist daraus entstanden. Gottes Feuer brennen seitdem hier und da stärker. Ein junger Zigeuner bezeugt es für viele aus seinem Volk als sein persönliches Gotterleben: „Die große Wende meines Lebens heißt Jesus.“

Die Gastarbeiter nicht übersehen!

Die Zahl der Zigeuner ist klein, verglichen mit den riesigen Scharen der Gastarbeiter aus vielen Ländern, die in den letzten Jahren nach Deutschland geströmt sind. Die Mission für Süd-Ost-Europa konnte der Frage nicht ausweichen, ob ihr hier nicht eine weitere Missionsaufgabe vom Herrn gestellt werde. Wir haben — zusammen mit anderen Missionswerken — im Glauben uns dem Auftrag zugewandt.

Hinter der gewaltigen Völkerwanderung, die drei Millionen Gastarbeiter mit ihren Angehörigen in unser Land brachte, sehen wir die Hand Gottes. Italiener, Spanier, Jugoslawen, Griechen und Türken stellen die Hauptgruppen der Fremdlinge. Sie kommen aus Ländern, in denen den allermeisten unter ihnen das rettende Evangelium von Jesus Christus nicht bekanntgeworden ist. Nun sind wir ihnen das Wort des Heils schuldig. Dieser Dienst mit dem Evangelium hat den eindeutigen Vorrang vor allen sozialen

Hilfsprogrammen, die ebenfalls von uns begehrt werden und denen wir uns nicht verschließen.

Die Mission unter den Gastarbeitern kann unmöglich auf einige vollzeitliche Missionare abgewälzt werden. Hier ist jeder Gläubige und jede Gemeinde von Christen zur Verantwortung gerufen. Es ist mittlerweile genügend evangelistische Literatur in den verschiedenen Sprachen vorhanden. Eine breite Streuung ist nötig und möglich, damit kein Gastarbeiter ohne eine Berührung mit dem Evangelium — zumindest auf dem Weg des gedruckten Wortes — bleibt. Natürlich freuen wir uns darüber, daß Gott uns nach und nach auch sprachlich ausgerüstete Missionare geschenkt hat, die in der Verkündigung und Seelsorge unter den Fremdarbeitern eine Fülle von Aufgaben übernehmen. Aber sie sind auf die Mitverantwortung von vielen Gläubigen angewiesen.

Inzwischen sind eine Reihe von Gastarbeitergemeinden in Deutschland entstanden. Zum Glauben gekommene Fremdarbeiter spüren stark die Verantwortung für ihre Landsleute und treiben unter ihnen Mission. Ein Teil der Literatur in den fremden Sprachen, vor allem Bibeln und Testamente, werden bei Besuchen mit in die Heimat genommen oder an die zurückgebliebene Familie gesandt. Auf diese Weise leuchten Strahlen von Gottes Wahrheit in der Finsternis auf, die weithin geistlich in den Heimatländern unserer Gastarbeiter herrscht. Durch die Begegnung der Gastarbeiter mit dem Evangelium und mit gläubigen Christen in Deutschland wird bei vielen das bestehende Vorurteil gegen alles, was evangelisch heißt, abgebaut. Dieses wird sich ganz sicher zum Segen der kleinen und oft so bedrängten und verachteten evangelischen Gemeinden in Italien, Spanien und anderen Ländern auswirken.

Die unter den Gastarbeitern gewonnenen Gläubigen wird der Herr später daheim als seine Zeugen einsetzen. Ja, das geschieht jetzt schon vielerorts. Welche Möglichkeiten deu-

ten sich hier an, daß die Gnade Jesu Christi in einem weiten Raum durchbricht, wo jetzt erst wenige sie kennen und rühmen!

Sollte die große Aufgabe unter den Gastarbeitern und durch sie nicht kräftig der geistlichen Müdigkeit unter dem Volk Gottes in Deutschland entgegenwirken, so daß viele dem Ruf sich öffnen: „Laßt uns eilen mit der Botschaft, die uns Jesus anvertraut!“

Ernst Fehler
Mission für Süd-Ost-Europa

NOCH 2000 STAMME OHNE GOTTES WORT

Der große Auftrag der Wycliff-Bibelübersetzer

Mündliche Überlieferung allein ergibt ein verzerrtes Evangelium

Vor einiger Zeit kehrte in Peru ein Okaina-Indianer zu seinem Stamm im Urwald zurück. In der Fremde hatte man ihm das Evangelium in einfachem Spanisch erklärt, und er hatte Jesus angenommen. Bei seiner geringen Bildung und seinen begrenzten Sprachkenntnissen war es ihm jedoch nicht möglich, die Bibel in spanischer Sprache zu lesen und zu verstehen. Er konnte sich nur auf das stützen, was er verstanden hatte und woran er sich erinnern konnte. Mit dieser geringen Ausrüstung begann er, seinen Stammesgenossen vom Sohn Gottes zu erzählen. Er versuchte ihnen zu zeigen, wie dieser auf die Erde gekommen und für die Menschen gestorben sei. „Warum aber mußte Jesus sterben?“ fragten sie ihn. Er berichtete später: „Ich konnte mich nicht mehr genau auf das besinnen, was man mir erzählt hatte. Doch ich habe ihnen erklärt, die Menschen müßten sterben, sonst würde die Erde überbevölkert. Deshalb habe Christus uns gezeigt, wie man sterben soll.“

Dieser Indianer hatte nicht die Absicht, die Wahrheit zu verdrehen. Ihm war es bitter ernst, als er versuchte, die ehrlichen Fragen seiner Zuhörer ehrlich zu beantworten. Doch wie sollte er ohne Bibel die richtige Antwort wissen? Er hätte das Wort Gottes in seiner Okaina-Sprache nicht Jahre später, sondern gerade damals nötig gehabt.

Der junge Gläubige aus dem Stamm der Okaina ist nicht der erste gewesen, der einem Irrtum verfiel, weil er das Wort Gottes nicht in geschriebener Form hatte. Vor Jahrhunderten hatte Mohammed den Versuch gemacht, dem

arabischen Volk in seiner Sprache die wahre Religion zu predigen. Er hatte erkannt, daß diese im Judentum und im Christentum verkündigt wurde, und er hatte auch eine gewisse Ahnung vom Inhalt der Bibel. Doch offensichtlich hatte er seine Unterweisung von schlecht unterrichteten Christen bekommen, und so waren Verdrehungen die unvermeidliche Folge. Ein falscher Christus, nicht der Christus der Heiligen Schrift, ging in den Koran ein.

Als die Mohammedaner die Heilige Schrift prüften, die ihnen die Christen zu spät gegeben hatten, fanden sie, daß sie nicht mit ihrem Koran übereinstimmte. Daraus schlossen sie, Juden und Christen hätten die ursprüngliche Offenbarung Mohammeds gefälscht.

Vierhundert Jahre mündlicher Überlieferung, ohne Zugang zum geschriebenen Wort Gottes in der eigenen Sprache, haben den Ixil-Indianern Guatemalas selbst die einfachsten Tatsachen des Evangeliums zu einer Karikatur gemacht: „Gott ist ein gebrechlicher alter Mann, der seine Welt nicht mehr beherrschen kann. Deshalb hat er einen jungen starken Sohn, der die Ordnung aufrechterhalten und das Skalpieren verhindern soll, Jesus Christus. Dieser versteht sich auf einige sehr wirksame Kunstgriffe, mit denen er die Herrschaft über Menschen und Verhältnisse aufrechterhält. Ein Beispiel: Jesus wurde eines Tages von einigen Juden gefangengenommen. Sie ketteten ihn in einer Ecke an und ließen sich nieder, um mit einem Topf voll Hühnerfleisch einen Festschmaus zu halten. Als Jesus das Huhn segnete, sprang es im Topf hoch und spritzte den Juden Pfeffersoße ins Gesicht. Während sie sich die Augen wischten, entwich Jesus. — Die Apostel sind die zwölf Männer, die Jesus ans Kreuz hängten. Einer der beiden Verbrecher, die mit Jesus gekreuzigt wurden, war ein Lügner und somit ein böser Mensch, dem nicht vergeben werden konnte. Der andere war ein guter Mensch, der nur jemand erschlagen hatte; deshalb konnte ihn Jesus begnadigen.“

Bibelübersetzungen vom Jahre 100 bis heute

Die Millionen Mohammedaner, die 25 000 Ixil-Indianer und die wenigen hundert Okaina-Indianer mit ihren verzerrten Darstellungen von Jesus sind alle die Opfer falscher mündlicher Überlieferungen. Diese können nur widerlegt und überwunden werden, wenn die Menschen das geschriebene Wort Gottes kennenlernen. Gott will, daß wir seine Heiltaten und Gedanken zuverlässig erfahren. Darum hat er uns die Bibel gegeben. Diese Urkunde seiner Offenbarung sollten alle Menschen in der Sprache ihres Volkes lesen können. In über 2000 Sprachen ist aber noch kein einziger Bibelvers übersetzt worden. Wo solche Übersetzungen vorgenommen werden, geschieht auch in unseren Tagen Erstaunliches. Dafür ein Beispiel:

Über 600 von den 1000 Piros in Peru sind durch das in ihre eigene Sprache übersetzte Wort Gottes zum Glauben an Christus gekommen. Heute halten sie an zwölf verschiedenen Orten Gottesdienste und haben bereits Missionare in angrenzende Gebiete ausgesandt.

Die Bewegung der Bibelübersetzung ist im Laufe der Jahrhunderte ständig gewachsen. Von 100 bis 1450 n. Chr. ist die Bibel in 33 Sprachen übersetzt worden. Im Durchschnitt ist also ungefähr alle 40 Jahre eine Übersetzung erschienen. Um 1800 lagen 71 Übersetzungen vor. Es war also fast alle neun Jahre eine Bibelübersetzung fertig geworden. Von 1800 bis 1830 sind 86 weitere, durchschnittlich drei neue Bibelausgaben in einem Jahr, erschienen. Zwischen 1831 bis 1937 beträgt der Durchschnitt acht für das Jahr, die Gesamtzahl für diesen Zeitabschnitt ist 851. In den Jahren 1937 bis 1955 sank der Jahresdurchschnitt der Bibelübersetzungen auf 4,6. Doch in den beiden Jahren 1956 und 1957 wurden in 35 weitere Sprachen zum erstenmal Bibelteile übersetzt. Dies entspricht einem Durchschnitt von einer Sprache in drei Wochen.

6000 Mitarbeiter werden gesucht!

Wir stehen immer noch vor einer gewaltigen Aufgabe. Die Bibel muß noch in mehr als 2000 Sprachen übersetzt werden. Die Wycliff-Bibelübersetzer betrachten es als ihre vorrangigste Aufgabe mitzuhelfen, daß die noch 2000 bibellosen Stämme bald Gottes Wort in ihrer Sprache lesen können. Sie arbeiten als eine internationale Mannschaft mit ungefähr 2500 Gliedern aus 17 Ländern aller Kontinente. Diese haben ihre geistliche Heimat in einer großen Anzahl von Kirchen, Freikirchen und Gemeinschaften, die auf dem Boden der evangelischen Allianz stehen. Zur Zeit arbeiten sie in 450 Sprachen in 22 Ländern in Afrika, Asien, Süd- und Nordamerika.

Um die entlegensten Gebiete zu erreichen und den Kontakt zu den Stützpunkten aufrechtzuerhalten, werden Flugzeuge und Funkgeräte eingesetzt. Es sind 30 Land- und Wasserflugzeuge, ein Hubschrauber und 450 Kurzwellensender tätig.

Für ihren Übersetzungsdienst werden die Wycliff-Missionare in verschiedenen Kursen geschult. Die Kandidaten erhalten eine Einführung in die beschreibende Sprachwissenschaft in einem Seminar für Sprachmethodik. Für das gefährvolle Leben in den Tropen und in Alaska werden sie in verschiedenen Speziallagern vorbereitet.

Zur Weiterbildung der Missionare werden in gewissen Abständen sprachwissenschaftliche und übersetzungstechnische Arbeitsgemeinschaften durchgeführt. Das erarbeitete Sprachmaterial, sowie die veröffentlichten Bibelübersetzungen werden Missionsgesellschaften, Universitäten und Bibelgesellschaften zur Verfügung gestellt.

Ob noch in dieser Generation alle Stämme Gottes Wort in ihrer Muttersprache erhalten werden? Die Wycliff-Bibelübersetzer arbeiten an dieser großen Aufgabe und benötigen dafür dringend 6000 Mitarbeiter. Fast alle Berufe kön-

nen in der vielschichtigen Arbeit Verwendung finden: Bibelübersetzer, Krankenschwestern, Schulverwalter, Schriftsteller, Buchhalter, Rechnungsführer, Geschäftsführer, Hauseltern, Sekretärinnen, Landwirte, Baufachleute, Elektriker, Mechaniker, Installateure, Schreiner, Sprachforscher, Einkäufer, Ärzte, Laboranten, Kindergärtnerinnen, Volksschullehrer, Mittelschullehrer, Graphiker, Fotografen, Drucker, Ingenieure, Bibliothekare, Piloten, Radiotechniker u. a.

Von den Bewerbern für eine solche Aufgabe muß erwartet werden: ein aktives Glaubensleben, eine abgeschlossene Berufsausbildung, eine gute Gesundheit und eine bedingungslose Bereitschaft, dem Herrn Jesus Christus in primitivsten Verhältnissen zu dienen.

Helmut Gaertner
Wycliff-Bibelübersetzer

GOTTES WORT LÄUFT UM DIE WELT

Evangelikale Radiomission
am Beispiel des Evangeliums-Rundfunks e. V., Wetzlar

Wer hört die Sendungen eigentlich?

Eine katholische Missionsschwester aus Cruzeiro do Sul berichtete der deutschen Redaktion von Radio Transmundial¹, von welcher geistlichen Durchschlagskraft die täglichen Sendungen seien. Sie empfangen manchmal schon durch die Morgenprogramme nicht nur Anregungen für das eigene Leben, sondern „eine gute Hilfe für den Biologie-Unterricht im Lehrerinnen-Seminar“. In ihrem Brief heißt es u. a.: „Sie behandeln das Gemeinsame und nicht das Trennende unter den Christen, und dabei gehen Sie in allen Ihren Sendungen in einer sehr konkreten modernen und feinen Weise vor, ohne dem Modernismus zu verfallen . . .“

Diese Hörerin aus dem Süden Brasiliens charakterisiert treffend, was zur evangelikalen Radiomission der siebziger Jahre gehören muß: Konkrete Aussagen, die aufs Leben bezogen sind — aktuelle Formulierungen, so daß der Mensch unserer Tage begreift, daß er gemeint ist — Christus in den Mittelpunkt stellende Bibelbezogenheit; denn die Mitarbeiter evangelikaler Radiomissionen glauben, „daß die Bibel in allen ihren Aussagen vom Heiligen Geist inspiriert ist“.

Wer hört die Sendungen eigentlich? Wie wird reagiert?

1 In Süd- und Mittelamerika gebräuchliche Bezeichnung für die von Bonaire (Niederländische Antillen) ausgehende internationale christliche Radiomission, die in Nordamerika und Europa bekannt ist als TRANS WORLD RADIO (TWR) — Sendestation: Monte Carlo; Zentrale: Chatham, N. Y., USA — Der deutschsprachige Zweig ist der Evangeliums-Rundfunk, Sitz: Wetzlar.

Die ca. 300 Zuschriften, die den Evangeliums-Rundfunk täglich erreichen, geben Aufschluß². Es hören Menschen aller Altersstufen, aller Berufe und aller Bildungsschichten. Bestimmte endzeitliche Themen regten schon bis zu 6000 Personen an, zu schreiben und das Manuskript einer Sendereihe zu erbitten, um das Gehörte noch einmal nachlesen zu können. Themen aus den Bereichen Ehe und Familie führten zur Reaktion von 2000 bis 3000 Hörern zur gleichen Zeit. In besonderen Sendungen werden Jugendliche und Kinder angesprochen. Auf biblische Rätselsendungen reagierte schon bis zu 900 junge Menschen zwischen 8 und 15 Jahren in wenigen Tagen.

Doch Zahlen vermögen kaum auszudrücken, was die Sendungen des Evangeliums-Rundfunks im einzelnen bewirken. Die Autoren, Verkündiger, Redakteure, Techniker und Verwaltungsangestellten, die zum Gelingen jeder Sendung beitragen, wissen, daß sie ihren Dienst nicht tun könnten ohne das Verständnis einzelner Christen und missionsgesinnter Gemeinden, die durch Fürbitte und Opfergaben die Voraussetzungen schaffen.

„War's Zufall, daß ich Sie fand?“

In zunehmendem Maße werden die weitreichenden Möglichkeiten dieses jüngsten Zweiges christlicher Missionsarbeit erkannt. Sie sind weitreichend, weil es tatsächlich im Leben von Männern und Frauen zur großen Wende kommt, zum „Neuwerden in Christus“, dem Ziel aller evangelistischen Verkündigung:

„Sie haben mir mit Ihren Programmen geholfen, dem Le-

² Die Angabe von 300 Zuschriften pro Tag (Stand: Ende 1970) ist nur ein Bruchteil des Echos, das TWR auf seine Sendungen in über 30 Sprachen über die beiden derzeit größten christlichen Missionssender erhält.

ben noch einen Sinn abzugewinnen . . .“ — „Durch Ihre Sendungen habe ich erst verstanden, was Jesus getan hat und was er von mir will. Wenn ich doch andern beschreiben könnte, welche Wende zum Guten der Glaube an Jesus in mein Leben gebracht hat! . . .“ — „Ich war mehrmals auf Ihre Station aufmerksam gemacht worden. Wenn ich schon mal Radio hörte — dachte ich — suchst du dir was Flottes! Dann hörte ich eines Tages, als ich einen bestimmten Sender suchte, rhythmischen Gesang und einen Text, der mich ansprach. Hinterher redete jemand. Er traf so mitten ins Schwarze meiner Probleme, daß ich mich durchschaut sah. Ich schöpfte neue Hoffnung, denn die Vorstellung, es könnte in meinem Leben anders werden, war zu verlockend. Erst mit der Absage erfuhr ich, daß ich Ihren Sender gehört hatte. War's Zufall, daß ich Sie fand? Ich meine eigentlich, es war mehr . . .“

Die Formulierung „Wir hörten Sie durch Zufall“ ist eine der häufigsten in den Zuschriften von Hörern und Hörerinnen, die uns noch nicht lange kennen. Sie erfuhren durch irgendeine Sendung entscheidende Lebenshilfe oder kamen zur Sinnesänderung und wollen nun bewußt in der Abhängigkeit von Gott ihren Weg gehen.

Aus manchen Briefen sprechen außergewöhnliche Führungen oder Aufgaben. Aus Marokko wurde uns z. B. geschrieben: „Auf nächtlichen Fahrten über Pisten und wilde Straßen hier im Rifgebirge schalte ich, wenn immer möglich, Trans World Radio ein. Während einer Expedition in den Süden Marokkos, in den Hohen Atlas und das Vor-Sahara-Gebiet schöpfte ich besonders viel Kraft und Freude aus den Sendungen.“

Bin ich zu Hause, besucht mich öfter ein Kollege, der aus einem christlichen Elternhaus kommt und der sich selbst für einen Christen hält. Er hat Jesus Christus aber noch nicht als seinen Retter angenommen. Ich betete dafür, diesem jungen Mann, hinter dem eine gescheiterte Ehe liegt,

erzählen zu können, was Reinheit für einen Christen zu bedeuten hat, der es mit der Nachfolge Jesu ernst nimmt. Dazu ergab sich ganz unverhofft die Gelegenheit. Unlängst hatte ich gerade das Abendprogramm des Evangeliums-Rundfunks eingeschaltet — an diesem Tag sprach ein deutscher Professor über das Thema „Sexuelle Revolution“ —, da betrat jener Kollege mein Haus. Wir hörten zusammen die Sendung. Danach ergab sich die Gelegenheit zu einem ersten, sehr langen Gespräch.“

Hier hat jemand erkannt, daß mit bestimmten Programmen der evangelistische Dienst von Mensch zu Mensch ermöglicht und häufig erleichtert wird. Ähnliches berichten Hörer aus der Schweiz, aus der Bundesrepublik und aus der DDR.

Nicht unwichtig ist es im Zusammenhang mit Fragen der Radiomission auch, daran zu denken, welche verbindende Kraft sie für glaubende Menschen hat. Eine Hörerin aus Österreich berichtete: „Wir wohnen nahe der ungarischen Grenze in einem Dorf als einziges evangelisches Ehepaar. In der Nähe gibt es eine größere evangelische Gemeinde, der wir angehören, doch Kirchgang ist uns unmöglich, da sonntags keine Omnibusse fahren. Wir sind sehr dankbar, auch in der Abgeschlossenheit und Begrenzung unseres Wohnortes mit Gott verbunden zu sein durch das Wort der Bibel und nicht zuletzt durch die Sendungen des Evangeliums-Rundfunks.“

Großartige Möglichkeiten heute! Und morgen?

Im Rahmen der polnischen Sendungen von Trans World Radio ist der Evangeliums-Rundfunk für ein litauisches und ein polnisches Programm in jeder Woche verantwortlich. Es ist inzwischen bekannt geworden, daß es Ortschaften gibt, in denen nahezu die ganze Bevölkerung die Evange-

liumsprogramme hört. Es gibt katholische Priester und protestantische Pfarrer, die zum Hören einladen und die sich manchmal auch Texte deutschsprachiger Ansprachen schicken lassen, um sie ins Polnische zu übersetzen. Unter den Hörern sind zahlreiche junge Menschen. Hörerbriefe kommen aus fast allen Gebieten Polens, immer wiederkehrend mit der Bitte, die Sendezeit zu verlängern³. Häufig werden Bibeln, Neue Testamente und geistliche Literatur angefordert.

Obwohl der Evangeliums-Rundfunk nun schon über ein Jahrzehnt tätig ist, scheint er noch immer am Anfang seiner Entwicklung zu stehen. Direktsendungen aus Dortmund während der „Euro 70“ im April 1970 zeigten, welche aktuellen Dienste denkbar und technisch durchführbar sind.

Seit Anfang Mai 1970 beteiligt sich der Evangeliums-Rundfunk an einem internationalen evangelistischen Programm für junge Leute täglich von 23.30—24.00 Uhr. Unter den Sendungen in englischer, französischer, italienischer und tschechischer Sprache sind auch zwei Programme für deutschsprechende Hörer.

Ein ausgedehnter Tonbandverleih macht bewährte Sendungen ein zweites oder drittes Mal zugänglich. Davon machen besonders Frauen- und Jugendgruppen, Ferienlager und Rüstzeiten oder auch Gemeinden für besondere Veranstaltungen Gebrauch. Seit etwa zwei Jahren übernehmen Krankenhäuser über ihre Hausanlage Sendungen des Evangeliums-Rundfunks. Aus einem Krankenhaus in Kassel wird dazu u. a. geschrieben: „Die Schwestern sagten immer wieder, daß die Sendungen einen guten Anklang ge-

3 Diese Bitte wäre technisch und redaktionell zu erfüllen, wenn mehr Geld zum Kauf von Sendezeit zur Verfügung stünde. In Monte Carlo sind die Sendeanlagen gepachtet, die Miete muß in regelmäßigen Abständen entrichtet werden. — Auf Bonaire verschlingt allein die Stromerzeugung große Kosten. Ein eigenes Elektrizitätswerk muß betrieben werden, da auf der Insel nicht genügend Strom zur Verfügung steht.

funden haben und daß die Patienten für das klare Gotteswort und auch die inhaltvollen Lieder sehr dankbar seien.“

Als Dr. Paul Freed, der Gründer von Trans World Radio, seine Arbeit begann, wollte er spanischsprechende Menschen zwischen Burgos und Gibraltar erreichen. Inzwischen gelang es ihm und seinem Vater Dr. Ralph Freed, Hörer zwischen Lissabon und Wladiwostok anzusprechen, Freunde, Mitarbeiter und Interessenten zu finden zwischen Norwegen und Südafrika und Menschen zum Schreiben zu ermuntern zwischen Curacao in der Karibischen See und Feuerland im Süden des erwachenden Riesen Südamerika.

Wird weiter über Kurz- und Mittelwelle das Evangelium in alle Welt getragen werden? Ist es morgen nur noch über Satelliten möglich oder nötig? Ist es denkbar, eines Tages auch zu einem Evangeliums-Fernsehen zu kommen? Das sind Fragen der Zukunft, für die Gott zu seiner Zeit Lösungen bereithalten wird, so wie er es mit dem Funk getan hat und tut.

Horst Marquardt
Evangeliums-Rundfunk

Evangelikale Mission

im deutschsprachigen Raum

KONFERENZ EVANGELIKALER MISSIONEN

Zum erstenmal, vom 13. bis 15. Februar 1969, trafen sich in Frankfurt (Main) die Evangelikalen Missionen aus dem deutschsprachigen Raum, um sich kennenzulernen, ihren Auftrag in der Welt von heute deutlicher zu sehen und bei dessen Erfüllung einander zu helfen. „Evangelikal“ ist die aus dem englisch-amerikanischen Raum stammende Sammelbezeichnung für Christen mit etwa den folgenden Merkmalen: geschichtliche Herkunft aus der Erweckung mit persönlicher Erfahrung des Glaubens an Jesus Christus, Bindung an die Heilige Schrift als vollgültiges Wort Gottes, Sammlung der Glaubenden und Erfüllung ihres evangelistisch-missionarischen Auftrages. Diese Missionen mit ihren etwa 650 aktiven Missionaren in allen Kontinenten bilden seit jener Tagung eine „Konferenz Evangelikaler Missionen“ innerhalb der Deutschen Evangelischen Allianz. Sie haben einen ständigen Kontakt-Ausschuß, führen u. a. Gesamt- und Regionaltagungen sowie an ihren Ausbildungsstätten regelmäßige, gemeinsame Schulungskurse für ihre Missionare durch. Ihre Verlautbarungen erfolgen durch die missions-eigenen Blätter, das Allianzblatt und über den Evangeliums-Rundfunk.

Ernst Schrupp

Arno Pagel: Kein Weg ist zu weit

Dieses Buch entstand aufgrund einer Anregung der „Konferenz Evangelikaler Missionen“. Missionare aus verschiedenen Gesellschaften und Werken berichten von ihrer Tätigkeit in aller Welt. Sie alle sind getrieben von einem Auftrag, für den kein Weg zu weit, keine Anstrengung zu groß ist.

Ihre Berichte spiegeln die ganze Vielfalt heutiger Mission. Sie variieren in der Form vom spannenden Abenteuerbericht bis zur sachlichen Information. Sie korrigieren falsche, nicht mehr zeitgemäße Vorstellungen von Mission. Sie weisen Grenzen wie ungenutzte, versäumte Möglichkeiten auf. Sie zeigen zugleich, wie Verkündigung des Evangeliums und diakonischer Dienst, d. h. auch soziale Hilfeleistung, gerade im Raum der evangelikalen Missionen zusammengehören.